

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1816)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruß des neuen hinkenden Boten an seine Leser.

Reise-Bericht des Meister Stelzfuß.

Dreyhundert fünf und sechzig Tage,
War ich nun wieder auf der Reis;
Ein jeder hatte seine Plage,
Der Eine kalt der Andere heiß.
Doch scheert ich mich nicht viel darum;
Ich gieng gerad, ich gieng auch krum.

Dies alles that mich nicht abschrecken,
Mein Schild war immer die Geduld;
Ich dachte, must du heut verrecken,
So ist es doch nicht deine Schuld.
Nun gieng es straks nach Polen zu,
Mit einem Stiefel und drey Schuh.

Bis Wilna war ich ganz alleine,
Kam glücklich ohne Frost davon;
Und fand auch einst beym Mondenscheine,
Ein Orden von Napoleon.
Ob erster, oder zweyter Clas,
Genug, ich hängt ihn an zum Spaß.

Bis Moskau durft ich es nicht wagen,
Ich hatte nur noch einen Schuh;
Kein Geld, und einen leeren Magen,
Und noch das Podagra dazu.
So trat ich als ein Ordensmann,
Aus Polen meinen Rückweg an.

Nun langt ich endlich unverdrossen,
Halbtod, beym untern Thore an;
Und trug mein Sack voll Narrespossen
Dem Freund Kalendermacher an.
Will ers verbessern in der Still,
So kann ers machen, wie er will.

Den Braten hab ich längst gerochen,
Ich spür' wohl, daß mich mancher haft;
Und da mein Stelzfuß ist zerbrochen,
Hab ich für dies Jahr ausgespart.
Doch sollt was wichtigs je geschehn,
So wirds wohl in der Zeitung stehn.

E

Indesgen wünsch ich wohl zu leben,
Mein lieb und werthes Publikum;
Sollts wieder dumme Streiche geben,
So komm ich her, zähl sie im Sprung.
Und zähle alles was ich weiß,
Sogar den Kurli mit der Geiß.

Ihr aber meine liebe Bauern,
Bleibt stets gesund, und immer stark.
Bringt Korn und Vieh in unsere Mauern,
Das übrig' auf den Weibermarkt.
Und macht die Preise mit Verstand,
So bleibt der Segen in dem Land.

Sonderbarkeiten.

Es ist mir einmal ein Verzeichniß von sonderbaren Menschen, Namen und Geschlechtern zu Gesichte gekommen. Es enthält viele hundert Namen, und mitunter gar sonderbare. Zum Beispiel eine Menge Thiernamen:

Löwe, Vär, Wolf, Fuchs, Hase, Hirsch, Bock, Kalb, Kuh, Vogel, Adler, Geyer, Falk, Strauß, Schwan, Lerch, Fink, Wasserhuhn; Fisch, Krebs, Schnecke. Wiederum allerley Stände und Berufsarten: Kaiser, König, Fürst, Bauer, Ackermann, Hirt, Jäger, Fischer, Krebser, Held, Krieger, Gemeiner, Trommer, Pfeiffer, Pfaff, Pfäfflein, Abt und Bischof, Probst und Pfarrer, und Papst und Sigrist. Weiter marschieren auf, Christ, Heid, Türk, und mit ihm Pascha. Dann alle mögliche Handwerker und Künstler: Körber, Mahler, Kestler, Schneider, Schuhmacher, Schwerdtfeger, und allerley Schmied;

auch Koch und Kelle. Da liegen auch mancherley Werkzeuge; zum Beweis: Hammer und Schlegel, Nagel, Ankcer, Strahl, Löffel, Delhafen. Unter einer solchen Zahl kommen nun freylich auch allerley Eigenschaften zum Vorschein: als: Hübsch, Schön, Wüst, Gut, Groß, Klein, Lang, Kurz, Arm, Reich, sogar Engel und Teufel, ja Manteufel und Gottschalk. Manchmal istts wie im Walde wo Bäume und Stauden stehn: Hasler, Eicher, Tanner, Bucher, Linder, Balmer, Wyder, Hagenbuch; oder allerley Kraut: Mangold, Salat, Staudlein, Rose, Blume, Wermuth. Zum Glück sind für den Hunger auch Speisen da; man findet: Unken, Schmutz, Barmbrod, Eyer, Pfannkuchen; und zum Nachtisch: Gutfäs, Gutwein und Bischoff.

Unter so mancherley Leuten können aber nicht alle von einem einzigen Orte her sein; darum sind da: Deutsch Schwabe, Böhmer, Hess, Franke, Niederländer, Schweizer, Zürcher, Berner, Freiburghaus, Appenzeller. Sogar die Stadt Jerusalem gab ihren Namen einem Menschen. Ja auch: Kummer, Zorn, Liebe, Grimm, Ernst, und Stille. — Der Kalender mit seinen Fahrzeiten gieng auch nicht leer aus, denn da ist: Sommer, Winter, Herbst, Lenz, Jenner, Hornung, Merv, April, May, Sonntag, Nacht, Sturm, Wetter, Hagelstein und der liebliche Sonnenschein. Alm besten aber gesieben mit die Herren Gutmanns, Frölich, und Gutsmuths. Mit denen ist besser leben als mit dem Herrn Niemand - Freund in Deutschland, oder gar mit dem Wüthrich behüt' uns davor!

Der Vers im Stammbuch.

Ein Mädchen, das auch eher tanzen als schreiben gelernt hatte, kam ohn längst zu mir, und bat mich, ihr einen Vers in das Stammbuch ihres von hier abreisenden Liebsten, der seines Handwerks ein Schneider, und von der Natur mit stattlichen Körper-Verhöhnungen geziert war, zu schreiben. Sie sagte mir zugleich: daß sie sehr froh wäre, dieses Sturmläufers los zu werden. In dieser Hinsicht schrieb ich was folgt:

Reis hin du Kind von Herzens-Adel,
Von hint' und vorne wohlgemacht;
Du hast mit deiner krummen Nadel,
Mir manche frohe Stund gemacht.
Liebt dich eiu Mädchen, von mir ferne,
So ists, wie ich, auch nicht gescheid;
Ich laß ihm deinen Höcker gerne,
Und auch den Kropf, zum Zeitvertreib.

Warum die Kerzen so theuer sind?

Eine Rechnung,

wobey die Schuld am Ende auf die faulen Rüher fällt.

Freund X. der freylich mehr für andere als für sich selber rechnet, war lehrtlich im Leist, als eben die Klage über heure und schlechte Kerzen angehoben wurde. Fast jeder hatte sein Wort über die Ursachen dieser Zunahme der Last für jeden Haushalter und über die Mittel, durch welche sie wenigstens in etwas erleichtert werden könnte. Als die Reihe an ihn kam, machte er uns die Rechnung, wie viel nur in unserer Stadt erspart werden könnte,

wenn jedermann des Morgens eine Stunde früher aufstehen, und dafür Abends um so viel eher wieder zu Bett gehen wollte.

Er rechnet hier 15,000 Einwohner und von diesen höchstens ein Drittheil ab für solche, welche einen Theil des Jahrs hindurch, Abends ohne Licht zu Bett gehen und in einer andern Fahrzeit Morgens bey Licht oder doch gleich mit dem Tag aufstehen; bleiben wenigstens 10,000 die auch im höchsten Sommer, selbst bey den kürzesten Nächten des Abends eine Stunde oder länger Licht verbrennen, das sie ersparen könnten, wenn sie sobald es finster wird, sich zur Ruh begeben wollten, wofür sie dann wenigstens um so viel früher aufstehen und das Licht der Sonne der geniesen würden, das sie jetzt sogar im Winter bey den kürzesten Tagen verschlafen. Alle diese 10,000 brennen hiemit Jahr aus Jahr ein eine Stunde lang unnöthiger Weise Licht, indem sie eben so viel Zeit von dem Tag dagegen verlieren. Rechne man nun auf jede Person für jede Stunde einen Rappen für Licht, so thun das 3,650,000 Rappen, oder sechs und dreißig tausend fünfhundert Franken.

Die Stärke dieser Summe erweckte Einwendungen. Man bemerkte daß doch nicht jede Person ihr eigenes Licht habe, daß noch viele Personen, im Winter mit dem Tage oder früher aufstehen u. s. w. Über Gevatter H. behauptete, daß es der lehtern auch unter Diensten und Handwerker immer weniger gebe und weil ein Drittheil der Bevölkerung für solche abgerechnet sey, so bleibent die übrigen 10,000 Lichtverschwender mehr als vollzählig, ja ein Rappen auf die Stunde für jede Person sey eher zu wenig als zu viel, da ja

mancher den grössten Theil des Winters durch nur für sich allein eine Kerze oder mehr, also wenigstens alle Stunde für einen Bahnen, und vielleicht in manchem Abend für einen Franken Licht verbrauche, und ja das, was in Hausgängen, Küchen, Lanternen, u. s. w. oft höchst verschwendisch ausgehe, auch in Anschlag gebracht werden müsse.

Zeit nahm auch Vetter Doktor das Wort, der bisher zu allem geschwiegen, aber nun noch befugte, daß eine solche naturgemässere Lebensart, wie er sich ausdrückte, noch den grössten Vortheil dadurch bringen müsse, daß die Leute dabey weit gesunder seyn würden, weil Gott den Tag zur Arbeit und die Nacht zur Ruhe bestimmt habe, daher die meisten Menschen des Abends in eine Art von mehr oder weniger starkem Fieber gerathen und hingegen des Morgens weit heiterer, munterer und zur Arbeit fähiger wären, weswegen auch die Erfahrung allgemein sey, daß der Schlaf vor Mitternacht viel besser erquickte als gegen den Morgen hinaus, ja daß die Dünste von verbrannten Lichten, besonders von Kerzen, unter welche da sie so wie alle Dinge, so wie theurer, auch immer schlechter werden, mancherley der Gesundheit nachtheiliger Quark gemischt wird, und man sich weit besser in einem Schlafgemach erholen würde in welchem sich weniger oder keine solcher Dünste befänden. Als jetzt noch ein patrizischer Rechner vorzählte, wie viel Geld für fremde Lichtmaterialien aus dem Lande gehe, saßen wir den vaterländischen Entschluss, das Exempel einer häuslichern, gesundern und naturgemässeren Lebensart zu geben und von nun an die Stunde des Nachtessens und Schlafengehens früher anzusehen.

Allein es gab besonders bey dem schönen Geschlechte faure Gesichter. Der Abend hieß es, sey die Zeit des Vergnügens, und für die Arbeit, welche man zu verrichten habe, sey der Tag ja lange genug, ohne ihn so frühe anzufangen. Am entscheidesten aber fiel der Ausspruch der Köchin: es gehe durchaus nicht an, weil ja die Küher mit der Nidlen erst bey hellem Tag ankommen; und ehe man seinen Caffee getrunken, sey man nur ein halber Mensch und zu jeder Arbeit untauglich.

Mittel für das Kopfweh.

Ein Engländer schoß sich tod. Auf der Pistole standen die Worte geschrieben: „Dies ist das beste Mittel fürs Kopfweh.“

Das neumodische Gloschli.

Eine Bäuerin gieng vor einem Kramladen vorbei, wo verschiedene Shawls heraus hingen. Sie fragte den Kaufmann: „wie thür gät' er d' Ell vo dem Fürzeug?“ Der Kaufmann konnte vor Lachen nicht gleich antworten, sagte endlich daß dieses nicht Zeug zu Fürtucher wäre. „He, was ist es de?“ fragte die Bäuerin. „Das sind Halstücher,“ sagte der Kaufmann, das Stück kostet Liv. 20 oder Neuthaler.“ „O schief!“ sagte die Bäuerin, wes nit so thür wå, su weti eis näh, es gab es stiss Gloschli.“

Etwas zum Lob der alten Zeiten.

Zu Aix in Frankreich, war im Jahr 1664 ein gelehrter Mann. Dieser hatte

die Erfahrung gemacht, daß wenn man eine Geige oder Zitter spielt, eine andere wean sie vollkommen gleich gestimmt ist, auch tönt, obschon sie nicht gespielt wird. Nun hatte er ein Skelet: (das ist ein menschliches Knochengebäude) dieses stellte er mitten in die Stube, und gab ihm eine Zitter in die Hände. Er selber saß zum Fenster und sieng an, wenn die Lust schön still und hell war, auf einer Zitter zu spielen, welche vollkommen gleich gestimmt war, wie diejenige, welche das Skelet in Händen hatte. Dann aber tönte die Zitter an dem Knochenmann ganz deutlich; die Anwesenden meinten das Todtentgerip spielse auch auf der Zitter. Der Künstler wurde als ein Zauberer verklagt, aufgehengt und samt seinem Skelet verbrannt. O du gute, glückliche, alte Zeit! Da wurden noch Hexen verbrannt, und Zauberer gefoltert! Da erschien der Teufel noch selber oder wenigstens ein — Geißbock! Da konnte man noch die besten Kinder mit dem Böllermann zu fürchten machen; da bedeutete ein Comet noch Krieg und Pestilenz, und die schreihenden Wiggle den Tod. Jetzt glaubten bald die Menschen an keine Hexen und Gespenster mehr, und fürchten sich vor keiner schwarzen Räze, und keinem triefaugigen Weibe. So jammerte meine Großmutter. Und ich gieng zur Thüre hinaus, und als es meine Großmutter nicht mehr hören konnte, sagte ich laut: Gott Loh und Dank daß jene Zeiten vorüber sind. Das sollte die Großmutter nicht hören, denn sie hat mich lieb, und als ich ein Kind war hat sie mich oft Nächts in der Stube herum getragen, und nicht geschlafen, und für mich gesor-

get, und geweint und gebetet. Warum sollte ich sie denn jetzt bös machen? Wenn sie mahl dort ist wo die alten Zeiten auch sind, in der Ewigkeit, so wird sie's schon besser begreifen.

Künstler-Probe.

Ein Gelehrter erzählt unter anderm: daß ein alter Mann in vergangenen Zeiten vor seinem Ende seine drey Söhne zu sich berufen habe, damit jeder von ihnen ihm einen Beweis von den Fortschritten geben sollte, die er in seiner Kunst gemacht hätte. Der erste Sohn war ein Barbier, der zweyte ein Hufschmid und der dritte ein Fechtmeister. Als alle drey in freiem Felde mit ihrem Vater zusammengetroffen waren, und sich einander sämtlich begrüßt hatten, kam sogleich die Rede auf ihre Geschicklichkeit. In dem Augenblicke lief ein Hase vorüber; geschwind zog der Barbier sein Scheermesser hervor, rannte dem Hasen nach, und rasierte ihm im Laufen den Bart rein ab. „Bravo!“ rief der Vater. In dem kam ein Reiter daher gesprengt. Das Pferd des Reiters stieß mit dem einen Hintersufe an einen Stein, und verlor das Hufeisen. Der Hufschmid eilte mit dem Hufeisen und seinem Hammer dem Reiter nach, und beschlug das Pferd, während es immer fort galoppirte. Der Wensall, den der junge Schmid einerndtete, verdunkelte fast den Ruhm des Barbiers, als plötzlich ein heftiger Regen die Gesellschaft überspiel. Alle wurden durchnäht, außer der junge Fechtmeister. Dieser zog, als es zu regnen anfieng, sogleich seinen Degen, und parirte mit solcher Geschicklichkeit die Tropfen aus, daß ihn auch nicht

ein einziger beneigte. Der alte Mann war mit den Proben, welche seine dren Söhne abgelegt hatten, vollkommen zufrieden.

Der Sterndeuter.

Ein Sterndeuter musste, da er zum Galgen geführt ward, den Vorwurf anhören, daß er sein eigen Schicksal nicht hätte voraussehen können. Er antwortete aber: „Ich habe mir dreymal die Nativität gestellt, und jedesmal gesehen, daß ich eins über andre erhoben werden soll, und die ganze Welt unter meinen Füßen sehen würde.“

Die Gewohnheit.

Der Schulmeister fand vor dem Pfarrhause ein Stücklein beschriebenes Papier, und las: „c-o-n-s-u-e;“ das geht nicht! Herr Pfarrer, das ist glaub ich latein! leset mir doch das!“ und der Pfarrer las: consuetudo est altera natura, das heißt: die Gewohnheit wird dem Menschen zur andern Natur. „Ja, das ist wahr, Herr Pfarrer.“ Ich will Euch ein Exempel erzählen. „Ich saß einmal im Wirthshause zu Seedorf; da erzählte ein Mann wie er sich in früheren Jahren bald das Brandtweintrinken angewöhnt hätte, und dazu fluchte er gar schrecklich: es ist heym † alles nur eine Gewohnheit, und † † hätte ich nicht den † Schlüssel von dem † Brandtwein - Schäftli weggeworfen, ich wäre † † versoffen worden. Es ist darum alles nur eine Gewohnheit. Da dachte ich! hm! dein Fluchen ist auch nur eine Gewohnheit, und noch dazu eine häßliche und

sündliche, die du eben so wohl hättest ablegen sollen als Brandtweintrinken.“ Und der Pfarrer gab dem Schulmeister gar recht; und als die Buben in der Schule einmal Lärm machten, da rief der Schulmeister: „still! still! aber es ist mit euch wie der Lateiner sagt: cum schwätz du Tod dätsch trältera d' n ar.“

Der unglückliche Name.

Ein gewisser Magister, Doktor oder Professor Viereck, in Dresden, hatte sich eine Reise nach Berlin vorgenommen, und bestimmt den Tag dazu in einer Gesellschaft, wo sich drey Studenten befanden, die längst darauf bedacht gewesen waren, ihm einen Possen zu spielen.

„Viereck,“ sagte der eine, „s ist doch der lächerlichste Name von der Welt! Ich begreiffe nicht, wie man Viereck heißen kann oder darf?“

„Das sagt ein Narr!“ rief der Magister. „Das sagt die ganze Welt!“ riefen alle drey Studenten. „Was wetten wir Herr Magister, daß Sie ohnmöglich mit diesem Namen durchs Berliner-Thor kommen?“

„Ein Päckchen Dukaten!“

„Topp! Sie sind Zeugen meine Herren! Aber Sie müssen mir es nicht übel nehmen, daß ich hinternach reise, um in den Wachtprotokollen zu untersuchen, ob Sie auch den rechten Namen angegeben haben.“

„Natürlich!“ Der Herr Magister, der bisher durch die Welt mit seinem Viereck, gut durchgeschlichen war, glaubte, bereits das Päckchen Dukaten im Sacke zu haben.

ab-
Und
gar
chule
chul-
mit
um
du

Aber, mit drey Studenten und einem vier-
eckigen Namen lässt sich nicht spassen.

An dem festgesetzten Tage redeten die
Possenspieler mit einander ihren Plan ab.

Vor Sonnenaufgang fuhr der erste nach
Berlin, dem Cobusser-Thore herein.

„Ihr Name, Herr?“ „Eineck!“ —
„Gut, fahrt zu!“ Gleich nach ihm der
Wentz: „Ihr Name?“ „Zweneck!“ —

„Zweneck! kurioser Name! — Passier!

Zuletzt langte auch der dritte an. Die
nehmliche Frage. „Dreyeck“ war die
Antwort. „Was? Dreyeck? hat der Herr
mich zum Besten?“ „Wie so? Dreyeck?
Ja so heiße ich, mein Freund.“ Er zeigte
ihm hierauf Briescouverte mit: Dreyeck,
Marchand très renommé &c. Hm!
föhrt zum Teufel!

Endlich kam mein Herr Magister. —
„Ihr Name, Herr?“ „Ich heiße Biered!“
„Teufel! Schwernothörker! wart! Gefreuer!
ruft den Herrn Lieutenant, der soll
Euch bevieredden!“

Der arme Magister verlor Nase, Mund,
Stimme, und Sprache; wurde in die
Wache gesetzt, und saß da, ich weiß nicht
wie lange, bis es den Studenten gelang,
denen die Bezahlung seiner unvorsichtigen
Wette Anstalten zu treffen ihn wieder aus-
zulösen.

Der Schneider.

Einem Schneider träumte, als wenn er
ein grosses Tuch gesehen, welches von allen
seinen gestohlenen Stücken zusammengesetzt,
und wie er von dem Engel mit einer eiser-
nen Keule geprügelt war. Er ließ sich
also von seinem Jungen stets an das Tuch
trömmern, wenn er zuschnitt. Als er es

nun einst bey einem Stück reichen Zeug
that, und der Schneider grossen Appetit
dazu hatte, sagte er: „es war kein solch
Zeug bey dem Tuch, als dies ist, deshalb
muß es noch dazu.“

Die Welt will ja betrogen seyn, drum
werde sie betrogen.

Abermal ein Sprüchlein von dem alle
grossen und kleinen Schelmen Gebrauch
machen; es ist aber beides nicht recht,
und wäre recht gut wenn die Narren klü-
ger und die Schurken ehrlicher würden,
als die waren, von denen ich jetzt erzäh-
len will.

Ein Narr also, — daß heißt, ein un-
verständiger Mensch der nicht gescheid wer-
den will, — ein Narr geht zu zweyen
Schurken, die mit Schatzgraben und Teu-
felbannen sich abgeben, und fragt: „ob
sie ihm nicht durch ihre Künste Geld ver-
schaffen könnten?“ Hm! der will betro-
gen seyn, dachten sie, nun so werde er
betrogen. — „Ja freylich! du sollst immer
doppelt so viel haben als du einsehest!“
Er geht also heim, ruht nicht bis er zwanzig
Duplonen bessammen hat, und nun
sucht er seine Leute wieder auf. Jetzt geht
das Bockspiel an. Nachts zwischen eis
und zwölf Uhr geht der eine mit ihm ins
Tenn, macht seinen Zauberkreis, zündet
drey Lichter an, stellt die 20 Duplonen iv.
einen Hasen neben die Lichter in den Kreis,
brummt seine Bansprüche, vor denen keiner
Maus in der Scheune sich fürchtet, und
fragt nur den Teufel ob er da sey? Ja!
ruft eine Stimme oben vom Soller herab.
„Wie viel Geld bringst du?“ „Zweymal
so viel als ihr einseht.“ „So komm und

bringe 40 Duplopen“ — und siehe! der gehorsame Teufel steigt an dem Sollerseile herab. Der Geisterbanner flieht, der Narr flieht auch. Der Teufel findet niemand der Geld will; er nimmt also die 20 Duplonen im Hafen, löscht die Lichter und theilt nachher mit lachendem Munde den Fund mit seinem Bruder Geisterbanner. — Ja! so ist's. Solche Teufel giebts freylich viele, daß wenn man sie alle thun wollte wohin sie gehören, das Schallenwerk zu klein wäre.

Aber! Aber!

Der Krug geht zum Brunnen bis er bricht. Ja drum sollte er aber auch nicht hingehn. Es hört ein Mann von diesen Tausendkünstlern reden, geht hin, und auch ihm versprechen sie Geld so viel er will. Er geht dahin wo man ihn führt, zu einer Brunnhöhle. Hierin sass nun der Tüterdütü, und antwortete gehorsam. „Höre, sagte mein Mann, laß doch den Teufel ein bisschen herauskommen. Ich habe ihn mein Lebtag noch nie gesehn, und wäre doch kurios ihn von Angesicht kennen zu lernen.“ Aber der Geisterbanner bekreuzt und besegnet sich, und will nichts davon hören. So kriecht mein Mann selbst hinein, packt den leidigen heym Kopfe, reift ihn ans Tageslicht, klopft ihm seine Schelmenhaut Verb aus und sagt: „Wenn ihr Spizzbuben en'er Handwerk nicht lasset, so werde ich eu' der Obrigkeit anzeigen und ihr müst braune Röcke anziehn! — und — gerne wollte ich daß man keine solche Streiche mehr hören müste.“

Jagd des Wallrosses an den Eisküsten der alten Welt.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Es gewährt ein merkwürdiges Schauspiel, den kleinen Menschen von etwa anderthalbhundert Pfunden Gewicht, ungeheure Thiere von vielen tausend Pfunden anfallen und glücklich bekämpfen zu sehen. Allein man bedenke dabei noch, daß bey diesem erstaunlichen Unterschiede von Masse und individueller Stärke, der Mensch jene Kolossen gar in ihrem eigenen Elemente angreift, während daß er daneben auf einem von ihm leicht zu zertrümmernden Kahne daher schwimmt und zugleich den Wellen und dem Winde Troz bietet.

Schon dies zusammen müste Bewunderung erregen, geschehe es selbst nur im offenen freyen Meere. Wenn man sich aber der Gefahren erinnert, die jene zertrümmerte Eiskontinente für den Unternehmer erzeugen, dann staunt man nicht weniger über die Kühnheit des Menschen, als über seine Talente und über seine Sucht nach Gewinn.

Zu diesen gefahrvollen Unternehmungen gehört auch die Jagd des Wallrosses, eines oft achtzehn Fuß großen Seethiers, das sich vornehmlich an den Eisküsten des nördlichen Asiens aufhält. Bey vieler außerordentlichen Ähnlichkeit mit dem bekannten Seehund (*Phoca L.*) unterscheidet es sich dennoch sehr davon. Das Wallros hat nehmlich grosse Schneidezähne, welche der Seehund nicht hat. Diese ragen bey einer nach unten gerichteten bogenförmigen Krümmung oft 20 Zoll aus der Kinnlade hervor, und haben 8 im Umfange, und übertrifffen

Tage des Wohlroß.



F

wießen an Festigkeit und Feinheit des Gewebes das Elfenbein; auch genießt dieses Thier nicht so sehr, wie jenes, thierische Nahrung. Zwar nährt es sich häufig von Schaltieren, welche es mit den grossen Hauzähnen von den Felsen und dem Meergrunde losreißt; allein es frisst zugleich den Seetang in grosser Menge. Man trifft diese Thiere gewöhnlich in grossen Gesellschaften an. Sie liegen auf und zwischen dem Eise und Eisfeldern mehrere Hunderte zusammen, oft eines über das andere, und brüllen sehr heftig. Hierdurch zeigen sie den See-fahrern zu Nacht gleichfalls die Nähe des Eises an. Cook machte die Bemerkung, daß diese Thiere stets eines der ihrigen zur Wache ausstellten, welches dann so fort durch sein Gebrüll die ganze Colonie von der Annäherung der Vöte benachrichtigte. Es sind träge Fettklumpen, die nur durch die Wunden von Schießgewehr zur Flucht gezwungen werden. Sie zeigen sich mehr wie dumme, als gefährliche Thiere. Zwar folgen sie den Vöten, aus welchen sie angegriffen werden, allein ein einziger wiederholter Schuß treibt sie zurück. Nur die mütterliche Liebe giebt ihnen Muth. Sie vertheidigen ihre Jungen mit grosser Hartnäckigkeit; auch verläßt das Junge selbst die tote Mutter nicht, und kommt daher gewöhnlich gleichfalls um. Cook und seine Seeleute lebten einige Zeit von dem Fleische der Wallrose; sie fanden es, wenn gleich nicht sehr schmalhaft, dennoch essbarer als ihr versährtes Pöckelfleisch.

Man erhält oft eine Tonne Thran von einem einzigen Wallrose; die Zähne werden pfundweise so theuer bezahlt als Elfenbein, von den Kleinen galt das Pfund etwa 3 von den grössern 5 und mehr Gul-

den. Die Haut, welche oft 400 Pfund wiegt, liefert treffliches Niemenwerk. — Zorgdrager schlug bereits zu seiner Zeit (1725) den Betrag eines gewöhnlichen Thieres zu 36 Gulden an, dieser Preis konnte aber schon damals auf 70 Gulden steigen; wie viel höher seit neunzig Jahren, da der Verbrauch seiner Produkte so erstaunlich gewachsen ist!

An diesen Thierarten, und wahrscheinlich an mehreren Seethieren, hat dann die Natur ihre Weisheit auf eine uns bis dahin nicht genau bekannte Art durch eine treffliche Vorrichtung geoffenbart.

Man wußte bereits, und neuerlich hat Herr Albers dies genauer bestimmt, daß das Wallross die besondere Einrichtung hat, den Augapfel tief in den Kopf zurückzuziehen. Dem philosophischen Meister des Hofraath Blumenbach verdankt man es aber diese Entdeckung bey den Seehunden zuerst in ein helleres Licht gesetzt zu sehen. Er zeigte nehmlich, daß die Natur diese Thiere mit außerordentlichen starken Augenmuskeln ausgerüstet hat. Vermöge der Kraft derselben, können sie den Augapfel zurück bringen, wodurch sie dann dessen Hintergrund etwas flächer machen, und also der Krißallinse nähern. Läßt hingegen dieser Druck wiederum nach, so nimmt diese Entfernung von neuem zu. Auf die Weise wird das Auge geschikt, je nachdem die von einander so sehr verschiedene Dichtigkeiten des Wassers und der Luft und hiernach ihre verschiedene Brechbarkeit es erfordern, in beiden Flüssigkeiten gleich scharf zu sehen. Die durchsichtige Hornhaut ist hier nehmlich dünn und nachgebend, die weisse harte Haut hingegen im Hintergrunde, und da wo sie an die Hornhaut antritt, dick und

knorpelartig. Ihr mittlerer Gürtel aber
bürn und geschmeidig. Daher erlaubte sie
diese Veränderung der Ape und nun sieht
das Thier, gerade wie bey einer aus- und
einzuschließenden Lorquette, bald weit, bald
fern, je nachdem die Lichtabrechnung des
umgebenden Wassers oder der Luft es erfor-
dert. Freylich hat das Auge des Men-
schen und anderer Thiere diese Eigenschaft
in einem geringern Grade, um für weite
oder nahe Gegenstände zu dienen. Allein
wie weise ward nicht hier diese Fähigkeit
so sehr durch die Nachgiebigkeit der harten
Hornhaut erhöhet! Wie herrlich, wie
berechnet treffen in jedem Gebiete der
Schöpfung, in den Tiefen des Meeres und
den Höhen der Atmosphäre Mittel und
Zweck mit einander zusammen!

So wichtig nun auch die Vortheile
waren, welche der Handelsgenoss der Euro-
pa aus den hier angezeigten Seethieren
zu ziehen weiß, so gewähren sie indeß einen
noch weit bedeutenderen Vortheil für das
Menschengeschlecht.

Diese großen und kleinen Seethiere
nahmen, sieden, erhalten und erleuch-
ten heimlich die Bewohner der Eiszone.
Das Fleisch und das Oel der Seehunde
und ein Theil des Wallrosses sind aber eine
Hauptnahrungen des Polarmenschen.
Der Grönländer verdankt diesen Thieren
fast seines Kleidungs, ja so
die Bedeckung seiner Hütte, seines
Bezugs und seines Fahrzeugs. Auch ver-
richtigt er aus den zusammengenähten Ge-
wirnen, Segel, Vorhänge und sogar
Kissen und Hemden. Die Esquimaux
richten sich zu den letzteren der zubereite-
ten Harnblasen des Thieres. Die harten
Knöcheln werden statt des Eisens in Werk-

zeuge verwandelt, die Sehnen in Zirku-
lieren und Eleutoren selbst Nebe zum Fang
kleinerer Wallfische; die Zähne Harpune
für die Esquimaux, und die meisten Theile
des Fleisches und der Eingeweide werden
von mehreren Nationen gegessen.

So gehts jetzt halt in der Welt.

Irgendwo wurde einmal ein neuer
Schulmeister gemacht. Der war nun un-
klug genug und machte seinen Vorfahr lä-
cherlich vor den Kindern, und sah diesen
durch die Finger, und ließ sie machen was
sie wollten, damit er auch machen könne
was er wolle. So gabs am Ende ein
Unwesen ohne gleichen. Die Kinder ver-
kaufsten ihre Schreibzeuge und Schulbücher
und kaufsten dafür Lebkuchen, und weil sie
über den alten Schulmeister maulen durften,
so maulten sie auch über den neuen. Am
Ende wards doch zu arg, die Eltern sahen,
dass das so nicht gehen konnte, setzten den
Schulmeister ab, und nahmen des alten
Bruder. Der wollte nun Ordnung ma-
chen, aber die ungezogenen Kinder brauch-
ten das Maul, und war ihnen alles nicht
recht. Konnte er nicht gleich alle alte Un-
ordnung abschaffen, so hieß er ein schlechter
Schulmeister, strafte er einen unverschäm-
ten Buben ab, so hieß er ein Tyrann,
wollte er sie zu folgen machen, so hieß es:
„ha wir sind so gut wie er“ und kurz
und gut, das maulen und räsonieren und
tadeln und klagen ist den Kindern so ange-
wachsen, dass sie nicht davon lassen können.
Nicht wahr es geht auch außer der Schule
nicht besser?

Der fehlgeschlagene Streich.

Der Churli wot es Geifli steche,
Leits ufe Schrage wies der Brunch;
Wot mit dem Hammer ds' Gnidli breche,
Und trifft sh selber ufe Brunch.
Er salt es thü ihm schrödkli weh,
Luegt ume, g'seht leis Geifli meh.

Der Meister chunt ne cho ge frage,
Was T.. hest de aber gmacht,
Er luegt, u g'seht mit usem Schrage
U g'hört wie alles grüsli lacht.
G'hörst Churt, gieb mer jeze b'scheid,
Ach Meister, s'ist mer schrödkli leid.

I ha se nit recht zäme bunde,
Ha gmaint sy haig sy grad gli still;
Wo ni zieh uf, so ist sie dunde,
Der T.. suchse wenn er will.
Du Henkers Geif, me-e-e-e,
Wie thut mer doch mis Bai so weh.

Ach Meister, suchet doch, i bitti,
I selber ma nit nache cho;
I glaub sy sigt a der Schütt,
Thünd doch der Rinnigi nache lo.
Me goht findt s'Geifli ganz elät,
O je, wie weh thut mir mis Bai.

Wenn du am Morge früh wost schlachte,
So ganz am Abe zitli hät;
Und thu nit duſe n'übernachte,
So schloßt di an nit meh uſs Bai.
Nimm alles geng chlt ordli fur,
Denn schloßt au nümme nebe fur.

Aus einer Sigristen-Chronic.

Diese, zwar nicht weitläufige Chronic
ist ganz in meinen Händen. Da aber wie
begreiflich vieles darin ist, das nur den
Schreiber selbst, nicht aber die Leser des
hinkenden Boten angeht, so gebe ich nur
einen Auszug.

Oben dran steht mit grossen Buchstaben
geschrieben: Alter Anfang hat ein
Ende; und dann folgen die mancherlei
Artikel ohne Absatz. Ich bessere nur hier
und da die Schreibart.

Im Anno 1795. Jahr haben hier die
Blatern stark geregnet, und sind viel Kind
daran gestorben, so daß ich ein gut Jahr
gehabt mit vergraben. Aber der Schreib
ber hat sein Kind inoculiren lassen (ihm
die Blatern einspröpfen lassen) das heißt
Gott versucht! Item im Heuet ist mir ein
groß Unglück zugestossen, daß meine muße
Geif verdorben ist: war jammerschad
darum. Item am Herbstmarit ist der alt
Durs gestorben und vergraben worden/
weil er zu viel getrunken hat. Aber er
ist darum geng durstig gsh. Seine Frau
hat mir noch ein Maß Wein und 5 bb.
Trinkgeld drüber ein geben.

Grad vor Wienacht ist der lahm Benz/
der Häftlimacher, auf dem Eis gefallen/
und hat sein anders Bein auch noch gebro
chen und viel Schmerzen gelitten oben in
der Hohlen; und da ist der from Weber
eben vorbengange in seine Versammlung
und hat ihn liegen lassen, und hat ihn
nicht der Haschierer in ein Haus geschleift/
so war er verfroren.

Im Anno 1796. im August haben wir
einen neuen Predigkant bekommen, ein
junger Herr, der alles neu macht und mir

nüt folgen und losen will: Item in der Schül sollen die Buben lehren schreiben und rechnen, und nur ein Mensch in das gleich Grab geleit und grad zudeckt werden, und hat nume Bendel und keine Schuringge. Im Heuet ist er gestraft und sein Heu übel beregnet worden.

Im Auguste het Mathys im Chrumme, der rych Buresuhn Hochzt gehalten mit der alte lahme Weisel Räte. Hät so nit viel Geld, sy hätti no lang eine alte lahme Witwe chöinne blybe.

Im Wymonat ist Hans uf dem Chnubel Chorrichter worde. Der Gzhund hält mir leis Trinkgeld geben, wo ich ihm's gesagt hab, der schickt sich nüt zu einem Chorrichter.

Der 25zigst ist Thürli Benz gächlingen gestorben; und an der Lycht hat seine Jungfrau viel fester gebriegget weder sein Weib, so daß sich all Lüt verwundert haben, weder ich und der Predikant nit.

Im Winter hat der Her gar mit mir Valget, daß ich die Kirche unsleißig wünsche: er hets aber erfahren, daß ihm darnach am Suntig vor der Predig eine Fledermans oben am Kanzel gehanget ist.

Am Suntig drauf het der arm Täuner Niggli lassen ein Bub tauffen, und der Amme ist Götti gewesen, und het gar schöne Geschenk geben. Aber er kann sauft! er weis wohl warum und Niggis Frau auch.

Die Weg-Els ist auch gestorbe: sie hätt' 70 Jahr lang geng gern ein Mann gehabt und keinen bekommen, und hat sich geng aufgemüht, un am Suntig gegen der Vorlaube gelächlet, und doch keine erwünscht, und vor Verdruss drüber g'storbe.

Hansen Christen het uns Neujahr des

Benzien Edelt gehürathet. Ich denk er heigi o syr Lebtig gnueg dra.

Im 1797. im Jänner ist der Guggeli Peter gestorbe und vergraben worde. Der Predikant braucht jez keine Maletschloß an syb Holzhaus zu thun, seine Wedelen bleiben wohl sicher.

Der ander Tag darnach ist die Matter Els auch gestorben. Ich möcht nicht mit ihr dahin fahren; denn ihre schwarze Kaz hat schier nicht vom Todtenbaum weg wollen, und geng g'mauet. Und an der Fasnacht ist der alt Schärer gestorben, und ist mir leid um ihn. Die Bauren haben sonst wollen den Todtenkilchhof vergrößern, aber der Statthalter meynt es seig jetzt nimme nothig! — Es ist mir übel gange! — und so weiters.

Züge aus dem Leben.

Ein Knabe stand immer spät auf; sein Vater der ihn fleißiger machen wollte, sagte einst zu ihm: „Mein Sohn, du kennst den Werth und die Vortheile des Fleisches nicht. Ein fleißiger Mensch, der frühe aufgestanden war, sand einen Beutel voll Louisd'or auf dem Wege.“ „Aber mein Vater, fiel ihm der Knabe in die Rede; der, so den Beutel verloren hatte, war doch wohl noch früher aufgestanden.“ Man muß Kindern keine Argumente vorlegen, die sie wieder uns gebrauchen können.

Einer sagte: Adam habe weder aus Ehrgeiz, noch dem Weibe zu Gefallen, noch aus eigner Neugier in den Apfel gebissen, sondern weil er kein Messer gehabt; hätte er wohl drein beißen müssen.

Eines Fleischers Sohn hatte sich adeln lassen, und that gegen einen alten Edelmann sehr gross damit. Dieser fragte ihn was sein Wappen sey? Als er nun sagte: eine brennende Fackel; so antwortete der Edelmann: „Nein es bedeutet einen umgekehrten Kuhschwanz.“

Ein Mann der seine Frau verloren, fürchtete sich sehr vor dem Leidklagen, und ließ den Kutscher seine Person vorstellen. Dieser hatte sich so eingehüllt, daß man nichts als die Augen sah, und weinte und schluchzte beständig. Ein vertrauter Freund des Mannes, trat etwas näher als die andern, und erschöpfte sich mit Trostgründen; dieser antwortete nur mit Seufzen. Endlich konnte er nicht länger an sich halten, sondern sagte: „Mein Herr! ich bin nur der Kutscher ihres Freundes.“ Der andre veränderte sogleich den Ton, und fragte also bald: „Was gilt der Haber?“

Von einem Bußlichten ward gesagt: er sei stärker als Simson, dieser habe nur ein Stadtthor getragen, er aber trüge einen ganzen Berg.

Ein Dorffschulmeister leitete den Nahmen des Propheten Jonas daher, weil er ja naß geworden, als er ins Meer geworfen ward.

Als Hobbesius in England sterben sollte, rief er aus: „Welch einen grossen Sprung werde ich ins Dunkle thun!“

Ein Dieb bekannte auf der Folter alles, und wenn er herunter war, läugnete er wieder. Als man ihn nun fragte, warum er das thäte, weil er doch wisse daß die Tortur wiederholt würde, so antwortete er: „Ich will viel lieber zehnmal an den Armen, als einmal am Halse aufgezogen seyn.“

Eine Käze fiel in einen Kübel Bier, und versprach den Matten alte Sicherheit wenn sie ihr heraus hülfern. Sie hielt aber hernach ihr Wort nicht, sondern fraß sie, und als ihr eine ihr Versprechen vorhielt, sagte sie: „Ich weiß nicht daß ich euch was versprochen habe, sollte es aber geschehen seyn, so habe ich getrunken gehabt.“

Der fehlgeschlagene Kiltgang.

In B. nahe bei S. lagen während einiger Zeit 2 Compagnien Kanonier in traulicher Freundschaft, da gabs zuweilen manches Spässchen; von diesen eine kleine Probe. J. der mehr verliebt als wichtig war, mußte oft zur Zielscheibe seiner geschiedern Kammeraden dienen. Schon lange war Babeli, die Magd in seinem Quartier, das Ziel seiner heißesten Wünsche gewesen, aber alles bitten und flehen des brünstigen Liebhabers war bisher vergebens. Eines Abends endlich versprach Babeli ihm zu entsprechen, freudestrunken este der glückliche Liebhaber ins Nachrock und Schlafmütze selbigem in den Keller nach, machte schon Vorberichtigungen zum Sturm und glaubte die Schäferstunde

schlagen zu hören als Babeli sich plötzlich seinen Lieblosungen entriss, zur Thür hinauselte und selbige hinter sich verschloss, den unglücklichen Liebhaber im dunkeln Keller seinem Schicksal überließ; vergeblich schrie dieser dem entflohenen Babeli bald mit leiser bald mit lauter Stimme nach, auch sein Gepolter während der Nacht wurde nicht gehört und so musste der betrogene Liebhaber die Nacht anstatt mit Babeli, im Keller mit den Ratten und Mäusen, in Betrachtungen über sein fehlgeschlagenes Abenihener zubringen. Den folgenden Morgen aber wurde ihm die Thür dieses dunkeln Nachtquartiers von seinem Hauswirth eröffnet, von wo er den Auszug unter lautem Gelächter seiner Kameraden halten musste.

O mēh! wer einem Weibe traut,
Der hat sein Glück auf Sand gebaut!

Missbrauch der Jagd, und daherige Folgen.

Gabriel M . . . sonst der Jäger-Gabi genannt, ware von Jugend auf sittsam, fleißig und brav, wie seine Eltern die ihn überhaupt zu allem Guten anhielten, und das Schneiderhandwerk erlernen ließen. Als er sich damit ein kleines Capitalchen angelegt hatte, nahm er sich ein braves Weib, das ihm gut wirthschaftete, und brav nähren half; die Kunden vermehrten sich dadurch, so daß Gabriel schon im ersten Jahr etwas mehr als gewöhnlich bey Seite legen konnte, besonders da keine Kinder die Ausgaben vermehrten.

So in glücklicher Zufriedenheit sassen eins beyde jungen Eheleute am Arbeits-

tisch, da kam Peter der Agent, der sie als ein naher Verwandter oft besuchte, und sagte: „Ihr arbeitet viel zu fleißig, besonders du Gabriel, das tägliche Sitzen ist der Gesundheit nachtheilig, darum siehst du so blaß aus, verlierst alle Kraft, und aus diesem Grunde werdet ihr auch schwerlich Kinder bekommen; für die nöthige Bewegung will ich schon Rath schaffen: Morgens gehe ich auf die Jagd, da ist lustige Gesellschaft, du mußt einmal mit Gabriel, da kannst du dir einmal eine Freude machen, für Gewehr, Pulver und Blei will ich schon sorgen.“

Gabriel fand sich zur bestimmten Zeit ein, und hatte das Glück auf der Jagd einen Haasen zu schiessen; sogleich wurde er als ein guter Schütze auf die folgende Woche von der Gesellschaft wieder eingeladen, und so gieng es immer öster, bis endlich Gabriel Hang zum Jagen verspürte, und so nach und nach zum leidenschaftlichen Jagd-Liebhaber wurde. Von nun an verminderen sich die Kunden, denn die Arbeit geriet ins Stocken; das Geld fieng an zu fehlen, das ersparte ward bald abgelöst, und in den Wirthshäusern verzehrt, und endlich auch verspielt, da diese Lebensart ihn auch in schlechte Gesellschaft führte. So wurde nun der brave, fleißige Meister Gabriel der Schneider, zum lächerlichsten Taugenichtse, und verwahrlosten Lumpen, auch seither nur der Jäger-Gabi genannt. Als nun aus diesen Gründen seine Frau sich von ihm scheiden ließ, sank er immer tiefer hinab, und da er keine Jagdpatenten zu lösen vermochte, doch aber das Jagen nicht lassen konnte, so trieb er sein Wesen in verbotener Zeit, und an verbotenen Orten, wo er erlappt

und bestraft wurde. Statt der Besserung legte er sich am Ende auch nebenbey aufs Stehlen, wofür er nun seit zwey Jahren die Strasse lehren muß.

Dieses Exempel ist gar nicht selten; im Gegentheil ist die Jagd dem Landmann oder Handwerker immer vom grössten Nachtheil; diese Belustigung ist gut für wohlhabende Leute, oder derjenige dem die Anwendung seiner Zeit seinen einzigen Broderwerb ausmacht, der unterlasse unter allen Umständen das Jagen, deun er verderbt dadurch die eigentliche Jagd, und auch ganz gewiß — sich selber.

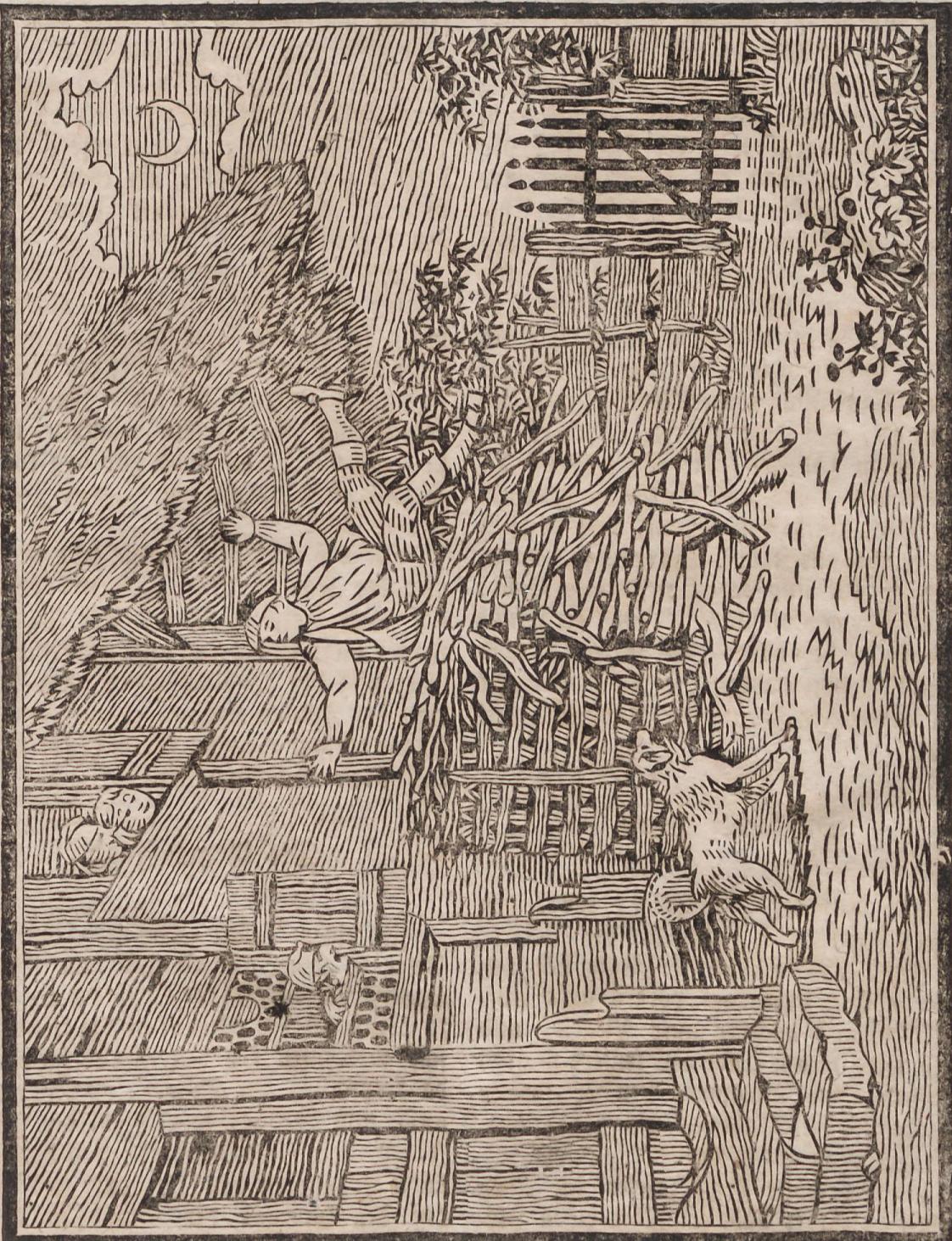
Der arme Tropf; oder Fortuna in böser Laune.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Ohne abergläubisch zu seyn, wird sicher jeder Erdenmensch gestehen müssen, daß eine Art Missgeschick ihn manchmal ganze Tage, Wochen oder Zeiten hartnäckig zu verfolgen pflegt, wo alles was er unternimmt, krum und lahm geht. Dies geschieht gewöhnlich, wenn Madam Fortuna schmolzt.

So ergieng es auch dem guten Christi am Samstag Abends den 30. Heumonat 1814 am sogenannten Jakobea-Tag. Sein Schätzchen wohnte in einem andern Dorfe anderthalb Stunden von dem seinigen entfernt; aber der Liebe ist diese Entfernung nur ein Spaß, und Christi wars schon seit Jahr und Tag gewohnt, die nächtlichen Samstags-Stunden von 10 bis 12 Uhr bei seinem Bäbeli zuzubringen. Aber diesmal ward ihm dieser Gang doch gar zu sauer, denn kaum war er eine Viertelstunde

welt, so fand er, daß er seine Tabakspfeife vergessen; er kehrte zurück sie zu holen, und eine halbe Stunde war nun schon dahin. Da trabt er nun lustig im Mondenschein vorwärts, trällerel, jauchzend, und sein Pfeifchen schmauchend. Auf einmal wird sein Marsch gehemmt, er stolpert, stürchelt, und krach! da liegt er der Länge nach am Boden. „Das di der Tüsel u sis Mütti!“ murmelte Christi, stand wieder auf, und sah queer über den Weg einen vollen Sack liegen, über den er eben gefallen war; sein Inhalt bestand aus zusammengelesenen Lumpen, vermutlich eb nem Lumpensammler zugehörend; Christi schmiss ihn bey dieser Entdeckung brummend über den Zaun, und schritt böse weiter, denn er fühlte sein Schinnbein geschürft, und bey dem Spass gleng wieder eine Viertelstunde verloren, doch langte er glücklich bey der Allment an, wo im nahen Dorfe sein Liebchen seiner harren soll. Aber am Thürli steht der Muni gleichsam als Schildwache. Christi schwingt den Stock, aber der Muni nicht blöde stellt sich gerade vor ihn hin, ihm die Hörner präsentierend, so daß der Liebesritter gezwungen ist, den Kehr um die ganze Allment zu machen, und er hatte das Dorf noch nicht erreicht, als die Kirch-Uhr die zwölfe Stunde schlug. Jetzt langte er vor der Schätzchen-Wohnung an, stieg leise über die Scheiterbyge hinauf nach dem Fenster, wo er eben anklopfen will, als er ein leises Geflüster im Gade bemerk't; hoch aufhorchend thut er einen falschen Tritt, die Scheiterbyge rumpelt auseinander, die Hühner fangen an zu gaggeln, der Ringgi zu bellen, während Christi reitend auf dem Hintern herunterrutscht. Nun donnert eine Stimme unten



unten zum Fenster hinaus: „Hans! Benz! Hülfe! Diebe! Mörder! zu Hülfe!“ Christi will schappieren, aber Ringgi hat ihn bey den Waden gefaßt; Hans und Benz langen mit Droschfiegeln an, der Aleti mit der Musterbüchse, und das Müeti mit einer Laterne. Christis Scham bey dieser Entdeckung zu beschreiben ist dem hinkenden Vöte nicht möglich, vielweniger noch seinen Zorn, als Christi am offnen Gadefenster neben seinem Bäbeli einen Mannskopf in weißer Kappe erblickte. Mit dem einten Nagelschuh trat er dem Ringgi ein Beiu ab, mit dem andern schlug er die Laterne in Stücke, die rechte Faust arbeitete dem Hans auf der Nase, die linke dem Benz hinter den Ohren, und im Saß war er über alle Zähne. Als er verschauerte, stand er still und sprach: „Adies Bäbi! dir Pfeife, dir Lumpensack, und dir Muni habe ich zu verdanken, daß ich weiß, was ich nicht wußte, wenn ich zur gewohnten Zeit gekommen wäre; — Also adies auf immer!“

Die fatale Pfeife.

Ein deutscher Landjunker, der keinen andern Zeitvertreib kannte als die Weiber, die Jagd und Schmäuse, legte sich bey dieser noblen Lebensart vorerst aufs Aufschneiden und nachher aufs Liegen, und zwar trieb er am Ende das letztere so arg, daß sein Büchsenpanner, den er immer bey solchen Gelegenheiten als Zeuge aufrief, sich nicht mehr zu helfen wußte.

Einst erzählte der Junker an einer grossen Tafel: er habe jüngsthin einen Hirschen mit einer Kugel zugleich durch den

rechten hintern Fuß und durch das rechte Ohr geschossen. Alles lachte über der dicken Lüge hell auf; allein der Büchsenpanner mußte eintreten und den Casus beweisen. „Ja, sagte er, die Sache ist wahr, denn der Hirsch krachte sich eben mit dem hintern Fuß am Ohr, als Thro Gnaden den Schuß thät.“

Als sie nach Hause kameu, bat der Diener seinen Herrn um Gotteswillen nicht mehr so weit auseinander zu liegen, er habe das Ding mit dem Hirschen fast nicht zusammen bringen können. In Zukunft wollen mir Ihr Gnaden erlauben, immer zu horchen, und wenn es gar arg kommt, so will ich denn pfeisen. „Gut Joham, thu er das!“

In der nächsten Gesellschaft erzählte nun der Junker unter anderm: er habe auf seiner Reise in Italien eine Kirche gesehen, diese seye tausend Schritte lang. Jetzt piff der Büchsenpanner ganz gewaltig, der Junker erschrak, wollte den Fehler wieder gut machen, indem er fortführte: und vier Schritte breit.

Die Gems-Jagd.

An einem hellen Sommer-Abend saß Peter in seiner Stube und war eben im Begriff sich auszukleiden und sich zur Ruhe zu begeben, sein Weib legte die kleine Wasche zusammen für den mordrigen Tag, da klopfte es am Fenster; Peter machte auf, und siehe es war Audi der Gems-Jäger, dem Peter meldend: daß der Jähn schön anziehe in den Bergen, und daher auf den Morgen der Stand unter der Gletscher-Fluh ganz vorzüglich gut für die

Jagd seyn müsse; aber Peter müsse mit, um beyde Stellen besezen zu können. Peter machte einige Umstände, und sein Weib bat ihn: diese gefährliche Jagd zu unterlassen, es seye ihr jedesmal so sonderbar in Muthe wenn er zu Jagd gehe, und heute besonders ahne ihr nichts gutes. Allein Rudi lachte sie aus, trieb seine Possen, und meinte: ein Mann solle keine Gefahren scheuen, denn sonst seye er ja nur ein Weib. Peter gab nun nach, legte seinen Stutzer und übrige Geräth zusammen, und versprach, den Rudi um 2 Uhr in der Nacht im Vorbeigehen abzuholen.

Dies geschah denn um die bestimmte Zeit, und beyde stiegen mutig den Berg hinauf berm hellen Mondchein durch Bäche und Gräben, und über schrosse Flühe und steile Felswände. Noch ehe der Tag anbrach, hatten sie die beyden schüttigen Stellen erreicht, und jeder legte sich auf die Lauer. Da krachte es ringsherum in den Bergen und Gletschern, und hie und da hörte man den dumpfen Donner von herabstürzenden Schneelauinen. Es wird anders Wetter werden, dachte Peter; in Gottes Namen ich bin schon oft nass geworden. Da fiel ein Schuß, und an Ruids Stelle sah er den Pulverdampf aufsteigen; zu gleicher Zeit setzte ein schöner Gemshock in hohen Säzen über die Felsen daher, hinter ihm hinkte eine Gemshuh mit zwey jungen nach. In Schuschnähe drückt Peter ab, und der Bock fällt Knall und Fall, die übrigen aber verschwinden in den Klüsten. Peter band nun dem Bock seine vier Läufe mit einem Strick zusammen, und während er wieder seinen Stutzer ladet, kommt Rudi hinzu, wünscht ihm Glück zum Schuß, janmernd daß er die

Geiß nur bleßiert habe, den Bock habe er erst nach dem Schuze gesehen.

Unter diesem kleinen Jagdhalt hatten sich nach und nach die aufsteigenden Nebel gesammelt, und das Tosen in den Bergen zugenommen; schon fielen dann und wann einzige Regentropfen, und auf einmal stürmten, vom Winde getrieben, dichte Regenwolken aus den obern Bergen herab, und umhüllten düster und schaurig die öde Gegend.

Zeit wäre es die höchste Zeit, den Rückzug schnell aber behutsam anzutreten. Peter hieng sich daher die Gemse nach Jägerart über die Achseln, legte den Stutzer in Arm, den Bickel in der Hand als Stock gebrauchend; Rudi gieng voran.

Der Regen hatte indessen nicht nur zugenommen, sondern das Gewitter war zum Sturm geworden; aber da war kein Osthach, keine Felshöhle, kein Ort wo sie sich schützen könnten, und auch kein solcher, der innert einer halben Stunde zu erreichen gewesen wäre; sie mußten also unter allen Umständen vorwärts; da kamen sie bald an die gefährliche Stelle, wo nur eine halb Schuh breite vorspringende Schichte an einer senkrechten Felswand hinführt. Rudi kam glücklich hinüber, und schon hatte Peter einen grossen Theil des schwindlichten Weges zurück gelegt, als ein Stein auf den er treten mußte, sich unter dem Fuße losreißt, und samt dem unglücklichen Jäger im gleichen Augenblick über die Felswand hinaus stürzt. Rudi schrie hoch auf; aber es war geschehen; er hörte noch einige dumpfe Fälle die sich nach und nach verloren. Traurig und mit schwerem Gewissen beladen, stieg er den Berg vollends hinab, und gieng nach Hause. Da

hatte sich die Sage dieses Unglücks bald verbreitet. Das ganze Dorf, und mit ihm auch Peters unglückliches Weib machten sich auf den Weg, suchten und fanden den Leichnam zerstückt und zerrissen im Thal.

Möchte diese traurige Geschichte vielen zur Warnung dienen, denn sie ist gewöhnlich das Loos der allzuverwegenen Gemüsegäger.

Viel trinken und essen, macht vergessen.

Ein junger Bauernsohn welcher sich ohnlangst mit einer Müllers Tochter verheirathete, wurde verstoßenen Sommer mit der Geburt eines jungen Sohnes erfreut. Da er aber, wie nachstehende Geschichte erklären wird, Ursache hatte, einiges Misstrauen wegen Zurüstung eines anständigen Kindbetti-Mahls für Gevatterleute, und Freunde, in seine Gattin zu setzen; so ward dem Wirth des Orts überlassen, dasselbe zuzurüsten. Nach geendigter Taufe gieng der ganze Zug nach dem Wirthshause zu, setzte sich vergnugt zu Tische, und legte das Kind hinter den Ofen; das man, so lange der süsse Wein noch keinen Nebel hervorbrachte, mit der besten Sorgfalt behandelte. Nach geendigter Mahlzeit zerstreuten sich die Gevatterleute und Ehrengäste, und als der Wirth beschäftigt war, das Tafeltuch aufzuheben, so vernahm er die Stimme eines Kindes, sah hinter den Ofen, und siehe da lag der kleine N. Uhli, und gab durch seine Stimme zu verstehen: daß er nicht so vergeßlich wie sein Vater und seine Päthen seye.

Die gelehrte Müllers-Tochter.

Es ist doch auch gar zu arg, daß eine Müllers-Tochter nicht weiß, wie das Mehl behandelt wird, ehe Brod daraus wird. Aber so gehts noch manchem Mädelchen, ehe sie wissen ob die Kannebirenschnitz gesalzen werden oder nicht; so wissen sie doch, daß 3 $\frac{1}{2}$ Elle Blondes erforderlich sind um eine Schießscharte auf dem Weisheits-Behälter zu formieren. Nun also! Diese Liebenswürdige sagte eines Abends zu ihrem Gemahl: „Sag Uhli los! es ist mer neuer nit am baschte, i glaub i well hienechtl chnate, i cha de am Morge e chly länger liege.“ „Machs wie de wit,“ sagte der Mann. Da nun die junge Hauswirthin zu stolz oder zu d... war, sich dieser Sache halb, bey einer verständigen Nachbarin zu erkundigen: so ward genugsam warmes Wasser gemacht, und mit dem Kneten angefangen, ohne an die Hefe zu denken. Nur dann; ins Bett gegangen. Aber o Himmel hilf! Am Morgen war die Stube wie mit Quetschilverörtern besät, die Schuhe, welche zunächst bey der Mühlte standen, waren voll, und die Mühlte fast ausgeronnen. Wegen dieser fehlgeschlagenen Operation, gab der Mann seiner Frau den wohlweisen Rath: sich in Zukunft bey ähnlichen Unternehmungen, bey der Nachbarin Sybille zu erkundigen. Diese gab ihr ein kleines Gedächtniß zu legen, es sey auch gut für das Gedächtniß zu stärken, das man bey Kindbetti-Mahlzeiten öfter so nothig habe.

My liebe Schatz i muß di bâte,
We du ne Bur hürathe wit:

Su lehr zerst heidle, u de chnate,
U lue de stuf was ope gitt.
E jungl Frau, die gar nut cha,
Ist wie ne Chaz, die d'Müs lat ga.

Der kurzweilige Fischfang.

Ein englischer Land-Edelmann sah seinen Nachbar den ganzen Tag in des lehtern Gute fischen; sogleich kaufte er sich auch eine Angelrute, und sieng einen Versuch in seinem Teiche an; allein kein Fisch wollte anbeissen; selbst als er schon mehrere Monate alle möglichen Mittel anwandte, und täglich und stündlich in Hitze und Regen unermüdlich sich diesem Studium widmete, so konnte er es dennoch nicht dahin bringen nur einen Fisch zu fangen. Am Ende ward er doch verdriestlich, er gieng nun hin zum Nachbar, und flagte ihm sein Misgeschick. Dieser antwortete ihm aber ganz kalt: „Was wollen Sie sich beklagen, 4 Monate vergebens gefischt zu haben. Ich fische selber nun schon seit 15 Jahren jeden Sommer tagtäglich, und habe noch nicht einen gefangen!“

Solche Kaltblütigkeit und Beharrlichkeit vermag nur der Engländer.

Der beschämte Zöllner.

Ein Zöllner, gewöhnt alle Tage ein Gläschen über den Durst zu trinken und danu die Passierenden etwas kurrig zu Bezahlung der Zollgebühren anzuhalten, gab Anlaß zu folgendem Spaß. Eines Abends war er ziemlich benebelt, und Kinder trieben ihr Spiel mit ihm. Der Kammerdiener eines nahe gelegenen Schlosses wollte

sich auch einmal ein Spässchen mit dem Zölpsten machen, und benutzte die Zeit während dem Nachessen seiner Herrschaft auszugehen, nahm ein Pferd, hüllte sich in einen Mantel, und ritt bey der Zollstatt vorbei. Schreyend kam der Zöllner hervor und lärmte mit dem Reiter, er habe den Zoll abfahren wollen. Dieser entschuldigte sich, und sagte er wolle bezahlen: „Nein, er muß mit mir ins Schloß gehen, ich will meine Buße haben.“ Alles half nichts, er mußte gehen, der Zöllner voran, der Reiter hinternach, und so glengs straks nach dem Schloß zu. In dem Vestibüle warf der Kammerdiener den Mantel weg, und eine Blatte auf den herrschaftlichen Tisch ward ihm abgeredtermassen aus der Küche in die Hände gegeben, ohne daß der zornige Zöllner es merkte. Dieser öffnete das Es-Zimmer, und wollte gegen den ihm folgenden Reiter seine Klage führen, lange hatte er schon geredt, ohne zu gewahren, daß ihm niemand nachgefolt sei, als der Kammerdiener. Er stand da wie eine Säule, während er, wie natürlich, nicht wenig ausgelacht wurde. Den Spaß merkte er noch nicht, bis ihm derselbe erklärt wurde.

Seltsame Vergleichung.

Ein Bauer hatte einen sehr grossen, aber noch jungen Hund, den er immer bey sich führte. Einmal begegnete ihm der Herr des Dorfes, und sagte zu dem Bauer: „Nachbar Gerichtsä, ihr habt da einen wackern Haushüter!“ Ja, sagte der Bauer, es ist fry e brave, aber er ist no gar chindlige.

Die jungen Reckholder-Vögel.

Eine junge Hauswirthin, welche besser gewöhnt war, die gebratenen Vögel zu essen, als sich um Kenntniß der verschiedenen Sorten zu bekümmern; sagte im verflossenen Frühling zu ihrer Kochin: „Du, Elseli, wenn de morn use Märkt gesicht, su chau doch öpe nes Doze jung Reckholder-Vögel.“ Ei jereja mi liebi Frau, derzatig git es jeze gnug. Nach gehaltener Kaffekannen-Musterung gieng die Kochin auf den Markt, und sahe einen Burschen, welcher etliche Duzend Staaren an Fäden gezogen feil hielt. Wie theuer das Duzend? 3 hz. sagte der Bursche. Die Kochin staunte, und nahm gleich 4 Duzend, brachte dieselben der Frau, und sagte, das Duzend koste 5 hz., die Frau bezahlte, und als der Herr nach Hause kam, wurden ihm die Vögel vorgewiesen, mit Vermelden, das Duzend koste nur 6 hz., also etwas Profit für Kochin und Madam, wie gewöhnt; der Herr ließ der Kochin rufen, und sagte: du E... sind das Reckholder-Vögel? He, verzieht mer, i ha se der Frau zeigt, und sie het g'seit es syge vo de rechte. Nun nahm der Herr zwey Stück und ließ dieselben ausstopfen; stellte sie auf den Betthimmel der Gemahlin, mit der Ueberschrift: mein Vater war ein Staar, und meine Mutter eine Stgarin.

Klaus und seine Mutter.

Klaus. Fort will ich, Mutter! Fort in die weite Welt. Ich will Handgeld nehmen, und Soldat werden.

Mutter. Je Klaus thu doch nicht so wild, und rede nicht solche grausame

Worte! Was ist dir doch zuwieder geschehen?

Klaus. Was ist mir zuwieder geschehn? Hat nicht heute Else den ganzen Nachmittag mit Nachbars Michel getanzt, und mich nicht einmal angesehn? Hat sie ihm nicht Bescheid gerhan, und ist ihm auf dem Knie gesessen? Das duld ich nicht. Fort will ich — und Soldat werden. Tuns Feld will ich — in die Freyheit und beym Commisbrod mein Eleud vergessen.

Mutter. Ach! Klaus um aller Welt willen, nur nicht Soldat. Ach du müsstest dort unter dem Aschentuch schlafen, und frieren, und Hunger leiden, und bekämst weder Bratwürste noch Fasnacht-küchli. Ach bleib du zu Hause. Es giebt wohl ein anderes Mädchen für dich.

Klaus. Nichts da! Ich will fort und die weite Welt sehen. Lustig ist Soldaten-Leben! Juheh! Da kann man den Meister spielen, und ist überall gefürchtet. Ich kann thun was ich will, und niemand darf maulen.

Hei lustig ihr Chnabe, wenn i mit nit betrieg,

So ghöre — n — i trumme! Mir müsse — n — alle z'Chrieg.

Mutter. Ach Klaus mein Herzense Klaus! Ich bitte was ich dich bitten kann, nicht Soldat. Denk doch die Engländer schicken dich in Merika, wo die Klamjugen und Türken sind, die so gräßliche Schnäuze haben, und die Kinder fressen. (Sie weint) Ach und wenn sie meinen Klaus fressen, so kommt er denn samt ihnen in die Hölle zu den andern Heiden.

Klaus. Ha! mir macht das alles nicht Angst. Ich stehle dem Engländer

sein Geld, und dem Türlen seine schönen Weiber. Dann komm ich als General oder Major heim, wie ein reicher Mann! Dein seinne nur Else! Du untreue Dirne!

Mutter. Ach dann giebts Krieg, und da kleppts gar grausam, die Husaren hanen dir die Nase weg, oder die Kanier schiessen dir gar ein Loch in den Kopf.

Else kommt dazu. — Je was dispunktirt ihr da. Kläuschen warum bist du davon gelaufen; willst du nicht mit mir tanzen?

Klaus. Du falsche Käze du! Geh du zu Michel! Ich will nichts von dir hören. — Ich will Soldat werden — ich will

Else, (wicht sich die Augen mit dem Furtuch) Je nun! Wenn du mich nicht mehr lieb hast — ich bin gewiß unschuldig — nun b' hüt Gott Klaus! Ich werde bald sterben. — (Sie will gehn.)

Klaus. Mein Else — nicht so! Ifts wahr hast du mich lieb? Komm gieb mir einen Kuss! Aber — nein ich will lieber zu dir dingen als in den Krieg. Aber den Michel laß mir bleiben! Hörst du?

Die aufgeschobene Wurst-Mahlzeit.

Ein ehemals berühmter, und nun zum Pintenschenkwirth beförderter Beckermeister, gab den verflossenen Winter einem Mezger den Auftrag, auf den T.... Markt ein fettes Schwein zu kaufen, dessen Gewicht nicht unter 300 Pf. seyn durfte. Der Mezger gab sich alle Mühe, dem Auftrag seines Freundes zu entsprechen, konnte aber nicht zu dem verlangten Gewicht gelangen, und kaufte ein Stück von

250 Pf. schwer. Morgens ließ er dem Becker die Meldung thun, das Schwein seyn angelangt, und zu beliebiger Einsicht im Wirthshaus zum B. abgelegt worden. Der Becker gab seiner Frau Befehl, die nöthigen Anstalten zu treffen, damit des Abends ein tüchtiges Wurstmahl mit Freunden könne genossen werden; vergaß aber das Schwein zu beaugenscheinigen. Nun wurde in zwey benachbarten Wirthshäusern siedend Wasser gemacht, die Wursterin nebst zudienenden Gehülfinnen bestellt, und die nöthigen Ingredienzien gestossen, gemahlen, und gehackt ic. ic., aber kein Schwein wollte zum Vorschein kommen. Man fieng an den Becker aller Orten zu suchen, und ward endlich so glücklich, denselben gegen Mittag bey einem Gläschen Schnaps anzutreffen. Auf die an ihne gehane Nachfrage: wo sich das Schwein befände, erfolgte die Antwort: „Sag nu der Mutter, i häng d'Sau nit welle sy säy nu 225 Pf. schwer“ Nach Verlauf von 14 Tagen kaufte der Becker selbst ein Schwein, das an Gewicht exakt 220 Pf. hatte, und dessen Bestandtheile nun am Z... See verspeist worden.

Teufels-Erscheinung.

Eine Hausfrau holte Brod, und da sie Geschäfte halber noch von Haus gehen musste, vergaß sie im Fortgehen das Zimmer zu schliessen. Als sie wieder zurück kam, und in das Zimmer trat: hilf Himmel! schrie sie, lief zu den Nachbarn, und sagte der leibhaftige Teufel sey in ihrer Stube, und habe eins von ihren Brodten in den Klauen. Einige Nachbarn giengen mit ihr, und einer war beherzt

genug in die Stube zu treten, und sah zum Erstaunen einen schwarzen Bock, welcher eins von den Brodten aus dem Korb genommen hatte, und davon fraß.

Der erzürnte Gibyoniter.

Ein Bauer zu S. nahm im lehverflossenen Sommer zur Zeit der Erndte einen Schneider auf die Stöhr. Nach allseitig genommenen Maasse zu Röcken, Gilets, und Pantalons, wurde demselben aus gerechtem Vertrauen die dazu dienlichen Materialien, bestehend: in Tuch, Seide, Faden, Cordonnet ic. überlassen, um damit nach Gutfinden der Sache, darüber zu verfügen. Da es schön Wetter war, und die sämtlichen Hausgenossen mit Einsammlung der Feldfrüchte beschäftigt waren; so wandte Hr. Eustab auch seiner Seits alle Mühe an, um mit den übrigen Arbeitern auf Samstag Abends fertig zu werden, um sodann an dem frohen Sichel-Mahl Anteil nehmen zu können. Dieser von allen Arbeitern erwünschte Tag kam heran, und die Bäuerin machte Anstalt, die zu solchen Festen nöthige Anzahl von Küchli-Portionen in Bereitschaft zu halten. Da aber das Küchenfenster gegen die Stube gleng, wo Mr. Eustab arbeitete; der von Zeit zu Zeit einige Handgriffe that, die bey der Bäuerin Verdacht erregten; so gab diese einem Mädchen von 8 bis 9 Jahren Befehl auf den Stöhrreiter zu achten. Der wohlriechende Küchlidampf kam dem Mädchen so stark unter die Nase, daß es lange Zeit bekam, das Küchenfenster öfnete, und zu der Mutter sagte: „Mutter, darf i no nit use cho, der Schnyder het ömel no nüt gno.“ Der Schneider heftig erzürnt über

diese Frage, packte auf der Stelle sämtlichen Werkzeug auf, und wollte fortgehen. Die Bäuerin mit der Küchligabel in der Hand, lief ihm nach, konnte ihn aber bey nichts erhaschen, als bey der Kappe, die nach genauer Besichtigung eine Geschwulst zeigte, bey deren Defnung ein Stück Halblein zum Vorschein kam, das sich der gute Meister zugeeignet hatte.

We du me Restli chipe wit,
Su machs es bisli g'schnyder;
De' git me dir o Chüchli mit,
Die sy gar g'sünd für d'Schnyder;
Tsunderheit zum Deschöne,
Zum Kaffe, Thee, me-e-e-e.

Entschuldigungen.

Ach! Nachbar Chorrichter helfet mir doch aus der Noth! Ihr seyd ein reicher Mann, und mit zehn Kronen, die ihr mir entlehnt, bin ich getrostet! — —

Hm! sagte der Chorrichter, du bist ein Hintersäß, du gehst mich nichts an.

Ach! Nachbar Hans! erbarmet euch doch meiner! nur zehn Kronen! „Zehn Kronen ist mir zu wenig, das bringt keinen Zins,“ sagte Hans!

Ach! Ammann! lieber Ammann! Barmherzigkeit! mit zehn Kronen ist mir geholfen! „Wenn du machst daß mein Bub auf dem Schulrodel über deinen hinaufgesetzt und der erste wird — so — will ich mich besinnen!“

Ach! Brügvoigt! nur zehn Kronen um einen ehrlichen Mann aus augenblicklicher Noth zu reissen! — Was? — ehrlicher Mann? hat nicht deine Geiß gestern an meinem Zaun gesessen?

Ach!

Ach! Herr Doktor! ums Himmels willen helfet mir nur mit zehn Kronen! — Hm! du nimumst die Mittel nicht bey mir, ich kann dir nicht helfen!

Ach! Herr Wirth! Niemand will helfen! Helfet ihr! — „Du hast nicht geholfen Zeugen als ich wegen Ueberwirthen gestraft wurde!“ — Aber ich hätte ja lügen müssen! — „Das ist gleichviel, hastest du mir damals geholfen, so wollte ich dir jetzt helfen!“

Ach! Müller! ach Müller! helfet mir! — „Du bist ein Kohlenbrenner und ich ein Müller, das reimt sich nicht zusammen!“

Etwas vom Blockesberge und den Hexen.

Dieser einst so berüchtigte Berg liegt in Deutschland, ist einer der höchsten dafselbst, und macht einen Theil des merkwürdigen Harzgebirges aus. Hier sollten nach der Lehre des Aberglaubens, am Walpurgis-Tage, oder vielmehr in der Nacht desselben am 1. May, sich die Hexen versammeln, und mit den Teufeln einen prächtigen Schmaus feiern. Da ich aber nie dabei gewesen bin, indem die Kunst auf der Ofengabel zu reiten schon lange ausgestorben ist, und da mir Niemand den Küchenjedel davon gezeigt hat, so kann ich auch nicht sagen was sie da gutes geessen und getrunken, und ob sie Walzer oder Hopser gerannt haben.

Die Veranlassung zu diesem abergläubischen Mährlein ist aber höchst wahrscheinlich folgende:

Kaiser Karl der Grosse genannt, wollte das Christenthum mit Gewalt in allen von ihm eroberten Ländern einführen, und

zwang die Leute mit dem Schwerdt, ihren bisherigen heidnischen Glauben zu verläugnen. Sie thaten das doch aber nur zum Schein, und blieben im Herzen ihrem alten Götzen Dienst getreu. Aus Furcht aber vor den Soldaten, die überall sie bewachten, schlichen sie in finstern Nächten auf ihre einsamen Berge, wie zum Beweis, auf den Blockesberge, zündeten da ihren Göttern ihre gewöhnlichen Opfer an, und tanzten mit Fackeln und brennenden Scheitern um den Altar. Dies geschah besonders am ersten May. Da aber die Soldaten das merkten, so besetzten sie auch die Bergstrassen. Jetzt ergriffen jene Leute ein Mittel ihre verhassten Hüter zu erschrecken. Sie verkleideten sich in allerley furchterliche Teufelsgestalten mit Hörnern, Bockshäuten und dergleichen, nahmen Besen, Ofengabeln und so weiter, und jagten damit die abergläubischen Krieger in Furcht. Jetzt entstand die Sage von Hexen, tanzenden Teufeln und Unholden, und noch jetzt gilt leider, zur Schande unserer Zeit, dieser Glaube bei vielen. Damals kam wahrscheinlich auch die berühmte Hexensalbe auf, die aus allerley betäubenden zum Theil giftigen Kräutern gekocht wurde, und denen die sich damit einschmierten, auf eine Zeit lang den Kopf verrückten und sie närrisch machten, so daß sie ihre abergläubischen Gedanken von Hexen- und Teufelstanz wirklich für wahr hielten, und die ungereimtesten Dinge von sich selbst und andern erzählten. Dem Himmel sei Dank, daß jene finstern Zeiten vorüber sind; und es ist zu wünschen, daß der ungereimte, grundlose, unvernünftige Glaube an die Hexen endlich ganz aussterbe.

Das wahrhafte Gespenst.

„A pah! Gespenster! meinte der Trümmesser, der lange in Holland gedient hatte; „Ich glaube keine Gespenster, ich habe noch nie eins gesehen!“ — „Narr, meinte der Schmied, es ist vieles in der Welt das du nicht gesehen hast und das doch ist, es kann drum doch Gespenster geben. Meine Großmutter hat Gespenster geglaubt, und also.“ — „Ja, sagte der Schulmeister, deine Großmutter hat auch geglaubt du seyest der bravste und wigligste, und bist doch ein vergeldstageter Hudl!“ — So disputierten die Leuthe an einem Regensonntag, und konnten nicht eins werden, ob es Gespenster gebe oder nicht. Da geht der Lahme Schuhmacher vorbei. Zum Spaß ruft der Schulmeister: „Heh! Schuster, gibts Gespenster oder gibts keine?“ — „Ach! daß Gott erbarm, sagte der, eben laufe ich vor einem so viel mein Lahmer Scheichen mir erlaubt. Gebt nur Achtung, es kommt gleich nach mir!“ Er hinkte fort, und alle guckten auf die Strasse woher er gekommen war, und brummend und schelrend kamen — seine Frau hinter ihm her. — Alle lachten, und da sie wußten daß sie ein böser Drache war, so glaubten sie an das wahrhafte Gespenst.

Die Käfer-Mahlzeit.

Bekanntlich bleibt es in den tiefen Thälern des Oberlandes keine Maykäfer, selbst in den grossen Käferjahren dringen sie nicht dahin. Zwei junge Pursche von ungefähr 15 Jahren, die noch nie aus ihrer väterlichen Kühweld herausgekommen waren, kamen zum ersten Mal in ihrem Leben nach

Zweihütschen, es war im Monat May; da sahen sie auf etulgen Kirschbäumen eine Menge Käfer; sie standen still und betrachteten die Bäume aufmerksam, endlich glaubten sie das Ding kapiert zu haben, und Christe sagte zu Benz: „Gugg Benz! da oben sy Chrieseni (Kirschen), wen mer üß?“ — Flugs war Benz auf dem einen Baum, und Christi auf dem andern; und beide siengen an die Käfer nach Herzenslust zu schnabelieren. Da fragte dann Benz: „Christi, frissist si g'sickt (gerupft) oll ung'sickt?“ — und Christi antwortet: „i frisse si g'sickt, si sy frili z'halben gniester, doch eppe z'halben gleiter, und fueren z'halben bas!“

Mehr oder weniger.

Als vorlebten Winter die allierten Truppen in eine deutsch-französische Stadt einrücken, und der dasige Maire dem kommandirenden General seine Aufwartung machte, pflegte letzterer denselben immer als Herr Bürgermeister anzureden. Der Maire, dem diese Titulatur nicht behagte, bemerkte endlich: „Herr General! ich bin nicht Bürgermeister, ich bin Maire.“ — „Mehr oder weniger, versetzte der General, es gilt mir gleich viel.“

Hofweil.

Die Landwirthschaft zu Hofweil macht so grosses Aufsehen im Ausland, daß eine Menge fremder Herren dahin kommen selbige zu studieren. Die zu Buchsee unter dem Namen der Landwirthschaft Besessenen, eine achtungswürdige Gesellschaft ausmachen, und

theils von gelehrten Männern in den Wissenschaften sich unterrichten lassen, auf welche die Landwirthschaft sich gründet, als der Naturlehre (Physick) und Naturgeschichte, besonders Kenntniß der Pflanzen (Botanick) und der Steine und Erdarten, der Chemie, Mathematic und so weiters; theils aber auch das auf diese Weise erlernte mit Erfahrung und Beobachtung dessen verbinden und vergleichen, was zu Hofweil gethan und vorgenommen wird.

Es wäre aber Unverstand, wenn man glauben wollte, daß nur fremde Herren daselbst etwas lernen könnten, die sehr große Güter und daneben noch hinlängliches Vermögen besitzen um die kostbaren Ackerwerkzeuge und so viele Arbeiter zu bezahlen, als zu Bearbeitung und Benutzung des Landes nach Zellenbergischer Manier erforderlich werden. — Denn erstlich ist es schon ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ein armer Bauer, das heißt ein solcher, welcher den größten Theil seiner Besitzung verzinsen muß, irgend eine Art von Landwirthschaft mit Nutzen treiben könne. Weit besser wäre es einem jeden solchen, einen Theil seines Landes zu verkaufen um das andere schuldenfrei zu behalten, und wenn er mehrere Söhne hat, einen davon ein Handwerk lernen oder auf andere Weise ihr Brodt suchen zu lassen, als selbige aus Eigennutz wie Knechte zu brauchen, da sie denn, weil sie nichts als Landbau verstehen, mit der Zeit arme Bauern werden müssen. Hingegen werden solche Bauern, die alles Geld das sie aufbringen können, für Zinse zu geben genötigt sind, dasselbe sehr gut anwenden, wenn sie eines oder das andere der Hofweiler Ackergeräthe, sey es für sich allein, oder mehrere gemeinschaftlich anschaffen, wodurch sie entweder

viel Saamen, wie mit der Säemaschine, oder Zeit und Arbeit ersparen, die mit grössern Nutzen auf bessere Zurüstung der Acker oder andere Geschäfte gewendet werden kann, die man gewöhnlich mit dem Mangel an Zeit entschuldigt.

Zweitens aber können auch Arme, die keine kostbaren Geräthe anzuschaffen vermögen, und alles nur auf die wohlfeilste Art verrichten, sehr vieles daselbst lernen. Zum Beispiel, daß man nie das gleiche Land zwey Jahr hinter einander die gleiche, oder eine ähnliche Art von Frucht, nur das gemeine Gras ausgenommen, sollte tragen lassen. So ist unter anderm bekannt, daß Korn auf Korn das zweyte Mal weit schlechter gerath, wenn es schon eben so gut, ja noch stärker gedüngt wird, und doch sät man häufig zwei, vier, ja sogar sechs Jahr hintereinander Korn mit Haber oder anderm Getreide abgewechselt, wodurch das Land nicht sowohl ausgesogen, als wenn man es auch noch so stark gedünget, mit denjenigen Arten von Unkraut angestellt wird, die unter diesen Getreidarten am häufigsten wachsen, oder wie man zu sagen pflegt, verwildert, so daß es weder gutes Gras noch Getreide mehr tragen will, bis es dieser Unkrautarten ebenfalls müde, und dann erst nach mehrern Jahren wieder zum Getreidebau geschickt ist. Hingegen haben nachdenkende, alles versuchende, prüfende und vergleichende Landwirthe zuerst unter den Engländer gefunden, daß eine Art von Pflanzen ihre Wurzeln in die Tiefe treibe, und das Land dadurch mürbe mache, andere aber selbige nur auf der Oberfläche ausbreiten, wie die meisten Getreidarten, daß eigentlich nur die reissen Körper das Land aussaugen, hingegen was vor Zeitung des Saamens weggenommen wird, wie Klee, Wicken

die grün zu Füter gemähet werden, Gras wenn man es nicht überreif werden läst, das Land eher durch die zurück bleibenden Wurzeln u. s. w. verbessern, schädliches Unkraut hinterhalte und den Dünger durch einen stärkern Beystand vermehren helse. Daher säet man nach jeder Getreidesart oder vielmehr darein schon Klee, den man denn, damit das Unkraut nicht darin wieder aufkomme, im folgenden Jahr wieder unterpflügt oder pflanzt Brachfrüchte, die behalt, von Unkraut gereinigt werden, wechselt mit Commer- und Winterkorn, Wetzen oder Gersten, wodurch die Arbeit auf verschiedene Zeit vertheilt wird, daß man nicht genöthigt ist, bey schlechter Witterung oder zu spät im Jahr zu pflügen und zu säen, welches diejenigen nicht vermeiden können, die nur etwa zweyerley Getreide bauen, und zum Beispiel nach dem spät reissenden Haber noch Winterkorn säen wollen: würden sie aber auf trockenes Wetter warten, und dann den Acker nur strauchen, den Winter über brach liegen lassen, und im Frühjahr Erdäpfel, Flachs, Rebs und dergleichen darauf pflanzen, was von Unkraut gesäubert wird, oder selbiges überwachst und unterdrückt, wie Wicken, Erbsen u. s. w. so könnte sich nicht nur der Boden erholen, sonder der Dünger, welcher solchen Pflanzen ohne Bedenken im Ueberfluß gegeben werden kann, da er ihnen nicht schadet, wirkt noch vortheilhafter auf die hernach folgende Körnerndte, die man denn nicht mehr zu düngen braucht, sondern schönes aber nicht gefallenes, und sauberer von Unkraut nicht verunreinigtes Korn auf solchen Feldern erhält. So erndet man, wenn man gleich weniger gesät, dafür desto ergiebiger Garben, und der in solches auf die

Brachfrüchte folgendes Korn gesäete Klee gerath viel besser und vermehrt nebst Brach- oder Wurzelfrüchte, Erdäpfel, gelbe Nüben, das Viehfutter besonders für den Herbst, wo der Vortheil doppelt ist, wenn dadurch das besonders den nassen Wiesen und oft auch dem Vieh, aber vorzüglich den hüten- den Kindern, so äußerst verderbliche Walden erspart wird.

Das Bearbeiten, Hacken, Fäten der Brachfrüchte erforderet freylich viel Zeit und Mühe, wenn man die Geräthschaften nicht hat, womit solches geschwinder und leichter verrichtet wird, aber dann muß man auch diese Pflanzungen so eintheilen, daß die Arbeiten nicht etwa zusammen treffen, und eines nach dem andern, zum Beispiel zwischen der Heu- und Körnerndte verrichtet werden könne, und wenn sie bey gutem Wetter verrichtet wird, wo ja auch kleine Kinder dabei helfen können, so dient sie, wie jeder Gärtner weiß zu Besförderung des Wachsthums der Pflanzen mehr als der Dünger selbst und verbessert die Erde, indem sie solche durch Auflockerung dem Einfluß der Lust und der Sonne wieder öffnet, nachdem sie von dem Regen war fest geschlagen worden. Was hiemit auf grossen Gütern die Hofwyl- ler Werkzeuge thun, das können auf kleinen Weiber und Kinder thun, und es ist Irrthum, wenn man auf solchen nur pflügen und mähen, das ist selbtge wie grosse Bauerngüter einzig zu Gras und Korn benützen will, so daß man es sich reuen läst, diesen wen Haupterndten etwas durch Pflanzung von Gemüse und dergleichen zu entziehen. Der Garten ist immer nach Verhältniß seiner Größe das abträglichste Stück einer ganzen Besitzung, und je ein grösseres Stück derselben man in Garten oder etwas ähnlichen

machen kann, desto höher wird sie im Werthe steigen. Aber freylich muß derselbe nicht allein gedünkt, er muß auch besorgt und insbesonders von Unkraut gereinigt werden. So sind auch Hanf, Flachs, Rebs, Mohn oder Maysaamen und andere Oehlpflanzen nicht nur von ungemeinem Ertrag, wenn sie in dazu schicklichem Land gebauet und sorgfältig behandelt werden, sie schaden auch dem letztern nicht und bereiten es zu einer schönen Körnasaat vor, wenn damit fleißig gewechselt wird.

Aber eben so wie der Acker durch Abwechslung mit den darauf wachsenden Früchten sich erholt, so ist es auch mit dem Menschen, wenn er nur immer dieselbige und daher, besonders wenn sie nicht ergiebig ist, desto langwierigere Arbeit verrichtet. — Warum ergreissen so viele Bauern jeden auch den schlechtesten Vorwand, so gern um auf den Markt, ins Wirthshaus oder ins Schloß zu gehen? Sie hassen die Arbeit, weil sie ihuen nur Langeweile macht; die Hausmutter laßt sich unterdessen von einem schlechten Bettelweib ärgerliche Geschichten erzählen oder vorlügen, und Diensten oder Kinder vertreiben sich die Zeit statt mit Arbeit mit unzüchtigen Scherzen. Wäre der Meister oder die Meisterfrau dabey, so würde die Arbeit nicht allein gefordert, sie würde auch besser verrichtet, und ihr glücklicher Fortgang nebst der Aussicht auf einen reichen Ertrag würden ihrem Geiste eine Unterhaltung verschaffen, die jetzt von allen Seiten in einem verderblichen zu den lasterhaftesten Ausschweifungen leitenden Zeisvertrieb gesucht wird.

Dies hat man zu Hofwyl eingesehen und die Nothwendigkeit anerkannt, die Verbesserung der Landwirthschaft damit anzufan-

gen, Leute zu erziehen, die ihre vornehmste Freude in der Arbeit selbst und ihr Glück in einem gesegneten Fortgang derselben suchen und finden lernen. Ist es nicht eine wahre Schande und ein deutlicher Beweis einer allgemein eingerissenen Trägheit, der sich sogar niemand mehr schämt, daß Arbeitende von jedem Vorübergehenden keinen andern Gruss mehr erwarten und hören, als Vermauhung zum Ausruhen, zum Feuerabend machen, sich in Schatten zu begeben, die Warnung die Arbeit ja nicht allzugut zu machen, nicht zu ernst zu seyn u. s. w.

Sey es auch Scherz, muß nicht das Kind aus solchen Zureden und Vermauhungen frühe schon Faulheit und Arbeitscheu lernen. Sollte das Sünde seyn, wozu sie von jedem auch sonst verständigen und angesehnen Manne, von dem sie eine Vermauhung zu Fleiß und Aufmerksamkeit freylich seltsam aufzunehmen würden, ernsthaft ermahnt werden? Sind sie nicht unglücklich dabey, thun zu müssen was man sie so schlecht und läßig als möglich zu thun stündlich aufgefordert, und wie wird die Arbeit gediehen, bey welcher man den ganzen Tag nur an den Feuerabend dachte? In Hofwyl singen die Knaben bey ihren Geschäften, was man von Erwachsenen, ausgenommen höchstens in der Gründte, selten mehr hört, und Arbeit und Lernen ist ihnen ein Spiel. Wie viel anders würden wohl unsere Felder aussiehen, wenn die Taglöhner die sie bearbeiten, alle dabey zu singen pflegten und guten Muthes wären, dann würden freylich die Hauspäter auch lieber dabey seyn und die Vorübergehenden sich schämen ihuen Faulheit und Feuerabend zu predigen.

Wie man ein guter Haushälter wird.

Ich weiß nur nicht wie das zugeht, sagte Hans beym Brunnen zu seinem Gott dem alten Chorrichter: es will mit meiner Haushaltung nicht vorwärts! Ich habe von meinem Vater einen Hof geerbt, und waren eben nicht viel Schulden darauf. Ich meinte in drey bis vier Jahren könnte ich sie wohl abzahlen. Und nun halte ich schon seit sieben Jahren Haus, ich habe kein Hagelwetter, kein Unglück im Stall, kein böses Jahr gehabt, und doch gehts mehr hinter sich als vorwärts. Ich weiß nicht — aber meine Schwieger meynt das gehe nicht mit rechten Dingen zu! Das komme vom Verhunst, ich seh verhexet.

Der alte Chorrichter sagte: „Höre Gott, kannst du schweigen?“ — „O ja wie eine Mauer!“ — „Willst du mir aber auch folgen wenn ich dir helfe?“ — „Ey behüte von ganzem Herzen!“ — „So nimm das,“ sagte er, nachdem er etwas aus dem Hause geholt hatte, das in einem weissen Tüchlein kreuzweise mit einem schwarzen Bendel eingebunden war; — „trags heimlich im Sacke alle Morgen frühe mit Sonnenaufgang im ganzen Hause, und überall deinen Arbeitern nach, mit dir herum, bis zu Sonnenuntergang, und vergiß nie deinen Morgen- und Abendsegen mit Verstand zu betten.“

Hans that wie er gelehrt war, und — Wunder über Wunder — nach einem Jahre schon merkte er, daß es sich in seinem Hauswesen zu bessern anstieg. — „Gotti, sagte er, darf ich nicht das Bündlein aufthun?“ — „Bey Leibe nicht, sagte dieser, fahr du fort wie du angefangen hast.“ Und Hans folgte dem Rath, und seine

Schulden verschwanden, seine Spelcher füllten sich, sein Vieh mehrte sich, er ward immer wohlhabender! So ein Bündlein möchte ich auch haben, denkt mancher! Nun seht — was gilt's ihr würdet mir gerne eins mit einer neuen Duplone bezahlen, nicht wahr? Aber ich bin ehrlich genug und geb es umsonst! — Höret nur! „Gotti! was zum Gugger ist denn in dem Hexenbündeli?“ so fragte Hans nach einigen Jahren. — „Thu's auf!“ — Wie sperrte Hans die Augen auf, als er nichts fand, als einen alten wollenen Fürfuß!! — „Die ganze Hexerey, sagte der Chorrichter, besteht darin, daß der Meister früh und spät selbst dabei ist, seine Augen überall hat, über seine Arbeiter wacht, denn — sagt ein altes Sprichwort: „Das Auge des Meisters macht treue Knechte und fette Stieren.“

Das Höchste.

Der Reichtum posaunte:
„Das Höchste bin ich!
Was Menschen gelüstet, sie haben's
durch mich.“

Da sprach das Vergnügen:
„Das Höchste bin ich!
Sie wollen und kaufen mit dir ja nur
mich.“

Da rief die Gesundheit:
„Das Höchste bin ich!
Ihr seyt nicht genießbar, entbehren se
mich.“

Das Höchste: fiel Tugend beschleb
dentlich ein:

„Ihr Reichtum, Vergnügen,
Gesundheit? O nein!
Denn wenn ich ermangle, nichts from-
met Ihr Drey;
Unglücklich ist ohne mich, wer es auch sey.“

So gehts!

Woher, Aennst? — Hoh! da oben von
Jaggis Frau! Sie hat diese Nacht ein
Kind bekommen; aber es hat, sagte sie
leise, eine Haasenscharte. Aber sagts nie-
mand! — Keinem Menschen, antwortete
Kätti; aber nach einer Viertelstunde er-
zählte sie der Bäuerin über den Gartenzaun:
Jaggis Frau hat ein Kind, das hat ein
Maul wie ein Haase. Die Schmiedin ver-
nahm von der Bäuerin auch bald, daß das
arme Kind einen Haasenkopf habe, und
was Wunder, daß nun auch noch ein paar
lange Ohren dazu kamen!! Bis um Mittag
war die Geschichte schon zu äußerst im Dorfe,
und indessen war das arme Kind schon
über und über haarig geworden; hatte
Haasenfüße und hätte gewiß noch Hörner
bekommen, wenn noch ein Haus im Dorfe
gewesen wäre. Der Schärer war der
letzte der die Wundergeschichte vernahm.
Flugs läuft er hin, in der Hoffnung eine
merkwürdige Misgeburt zu finden. Aber
es war nichts, als daß das Kind die obere
Lippe etwas stark aufgeworfen hatte! —
Das heißt: „b ch y m di wie ne Lugi
im Dorf.“

Die Fasnacht-Chlungere.

Ich, der hinkende Bott, sehe immer
wenn ich in die Stadt gehe ein halb-altes
Weib in den Lauben herum trampeln. Es

hat eine lange Nase, unter derselben ein
schwarzes Tabackmagazin, so etwa wie ein
Zapfen Bienen an einem Korb; dann
kleine Schiel-Augen, ein spitzes Kinn, eine
platte Brust und auswärts gebogene Beine.
Über einer rauchfarbenen Haube trägt es
ein schwarzes Tuch unter dem Kinn zuge-
bunden. Den Oberleib deckt eine indien-
nene Jaquette; wo die Blumen fehlen
schimmert das Hemd durch. Der Rock
hat keine Farbe, oder vielmehr alle Farben,
so wie sie etwa von den Händen mögen
aufgetragen worden seyn; unten daran
hangen Fransen aber nicht vom Schneider,
sondern von der Zeit fabriziert; von den
Strümpfen ist wenig mehr zu sehen, desto
mehr aber vom eigenen natürlichen Ge-
wächs. Von Schuhriemen oder Schnallen
ist denn gar keine Rede, die Überbleibsel des
Läders schlampen links und rechts ganz mah-
lerisch herunter. Der Klang der Stimme
ist die einer Nase-Trompete; und in der
Hand trägt es einen zerrissenen Regenschirm
wie eine alte Wettersahne.

Ist dies nicht etwa eine Fasnacht-
Chlungere?

Sonnenstäubchen.

Herzlich gern will ich von den Tod-
ten nichts als gutes reden, wenn ihr mir
nur erlaubt von den Lebenden so viel
schlimmes zu sagen, als wahr ist.

Es ist von Tag zu Tag weniger zu
hoffen, daß die Narren flug, und von
Tag zu Tag mehr zu fürchten, daß die
Klugen närrisch werden.

Mein tägliches Gebet ist: der Himmel bewahre mich vor Unglück, damit ich meine Freunde nicht kennen lerne!

Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Das Leben dieses wahrhaft grossen und merkwürdigen Mannes bietet dem denkenden Beobachter des Ganges menschlicher Schicksale so viele Gelegenheit zu den interessantesten Beobachtungen dar, und ist zugleich so reich an den manichfachsten Austritten, daß die kurze Darstellung desselben, welche wir mittheilen, gewiß auf eine allgemeine Aufmerksamkeit rechnen darf. Schon dadurch zeichnet sich Heinrich IV. aus, daß ihn das Schicksal gleichsam zum neuen Schöpfer des Wohlstandes eines, durch eine Reihe wohlbürtiger, schwacher und grausamsten Regenten, zerrütteten Landes erkoehr, welches unter die von der Natur am meisten Gesegneten gehört. Er bestieg zu einer Zeit den Thron, wo Frankreich unter den Verwüstungen eines durch Fanatismus entstammten Bürgerkriegs leidete. Die Protestanten, unter dem Namen der Hugenotten bekannt, kämpften mit den Katholiken, und die ganze Nation war von Religionshaß und Erbitterung dergestalt entbrannt, daß eine Parthen der andern Verfolgung geschworen hatte. Der Herzog von Guise stand an der Spitze der Katholiken, der Herzog von Alençon, der Prinz von Conde, und Heinrich, König von Navarra, an der der Hugenotten. Heinrich III. der damals auf Frankreichs Thron saß, war ein Mann, der der Beherrschung zweier so mächtigen Parteien keineswegs gewachsen war. Er beging mehrere Fehler, wodurch das Uebel im-

mer ärger gemacht wurde. So ließ er den Herzog von Guise meuchelmörderisch umbringen, wodurch statt die von ihm gestiftete sogenannte Ligue zu zerstören, dieselbe nur noch furchtbarer wurde. Der Bruder des Ermordeten, Herzog von Mayenne, stellte sich nun an die Spitze der selben, und Heinrich III. wurde förmlich des Thrones entsezt. Verlassen von allen seinen katholischen Untertanen, errichtete er mit den Hugenotten und dem König von Navarra einen Bund, und nun zogen beide Könige vor Paris mit einer ansehnlichen Heeresmacht, um die abtrünnige Hauptstadt wieder zu erobern. All-in der verzweifelte Entschluß eines Dominikaner-Mönchs gab den Sachen plötzlich eine unerwartete Wendung. Unter dem Vorwande dringender Geschäfte wußte er Zutritt bei dem Könige zu erhalten, und — erstach ihn. Der Mörder wurde sogleich von der Leibwache niedergeschlagen, und der König von Navarra, Heinrich IV. aus dem Hause Bourbon gelangte zum Thron. ganz Europa sah jetzt erwartungsvoll auf den Mann, der schon durch mehrere glänzende Thaten seinen Mut, seine Entschlossenheit, seine Klugheit und seine Menschlichkeit bewiesen hatte. Zwei grosse Häupter, die Königin Elisabeth von England, und Philipp II. von Spanien hatte er zu Nebenbuhlern seiner Größe als Fürst u. Staatsmann. Doch wurde sein Name keineswegs von den ihrigen verdunkelt.

Die Vorurtheile, welche man gegen Heinrich in Rücksicht der Religion hegte, machten, daß ein beträchtlicher Theil der königlichen Armee ihn nach seines Vorfahren Ermordung verließ, und durch Unterzeichnung verschiedener, der katholischen Religion günstigen Bedingungen, gelang es ihm einige vom katholischen Adel zu vermögen, daß sie seine Rechte auf die Krone unterstützen wollten. Die tägliche Verminderung seiner Truppen nöthigte ihn endlich, die Belagerung

Heinrich IV. vor Paris.

I



A. König Heinrich der Vierthe. — B. Minister Sully. — C. Das Volk von Paris.

I

gerung von Paris aufzuheben, und sich in die Normandie zurückzuziehen. Dorthin verfolgte ihn der Herzog von Mayenne mit der ganzen Macht der Ligue, nachdem er vorher den Cardinal von Bourbon unter dem Namen Carls X. zum König ausgerufen hatte, der aber noch zu Ton-tenau in Poitou gefangen saß.

In dieser mißlichen Lage entwickelte Heinrich alle Tugenden seiner grossen Seele im schönsten Glanze. Wenn gleich schwächer an Truppenzahl als das Herz der Ligue, griff er doch den Herzog bey Jory an, und erschloß über denselben durch Tapferkeit und Kriegskunst einen vollkommenen Sieg. Als Heinrich seine Krieger ins Treffen führte, sagte er zu ihnen: „Kinder! Solltet ihr vielleicht eure Fahnen aus dem „Gesicht verlieren, so folgt nur dieser,“ er deutete auf seinen Helm busch, „ihr werdet sie stets auf dem Wege der Ehre, und, so Gott will, auf dem Wege des Sieges erblicken, Gott kämpft mit uns!“ — Mit diesen Worten zog er sein Schwert, und sprengte voran in die dichtesten Haufen der Feinde. Da er aber bemerkte, daß die Linien der Feinde durchbrochen waren, und sie auf der Flucht eine grosse Niederlage erlitten, so erwachte das Gefühl der Menschlichkeit und der Liebe zu seiner Nation in seinem grossen Herzen. Er vergaß in dem Augenblicke, daß er gegen Feinde, gegen Rebellen kämpfte, wandte sich nach seinem verfolgenden Heere, und rief seinen Truppen zu: „Schont meiner Franzosen!“

Bald nachher wurde Heinrich, von seinem Gegenkönige, durch den Tod desselben befreit, und nun machte er sich auf, Paris von neuem anzugreifen. Die Einwohner der Stadt, weit über 200.000 an der Zahl, hafsten den König aus Fanatismus. Sein Heer betrug nur 15.000 Mann, allein er würde doch die Stadt durch Hunger haben überwältigen können, wenn ihn

nicht seine Menschlichkeit von diesem Mittel abgehalten hätte. Er gestattete den Alten, Weibern und Kindern einen freyen Abzug, und erlaubte den Landleuten, und stillschweigend seinen eigenen Truppen, die Belagerten heimlich mit Lebensmitteln zu versorgen.

Viele seiner Offiziere tadelten ihn deßhalb laut, er aber antwortete mit edler Entäußerung: „Lieber wollte ich Paris nimmer besiegen, als „seine Eroberung durch den Untergang seiner Bürger erkaußen.“

Unterdessen rückte der Herzog von Parma auf Befehl des Königs von Spanien aus den Niederlanden zum Entsatz von Paris an. Heinrich gieng dem fremden Felt henn fogleich entgegen, und bot ihm ein Treffen an, welches dieser jedoch weislich vermied, denn er hatte seine Absicht, ohne Schwerdtstreich erreicht. Nun stürmten eine Menge neuer Gefahren auf Heinrich ein, jedoch waren sie nicht verhindrigend, seinen unerschütterlichen Mut zu beugen. Der Herzog von Parma hatte auf seinem Rückzuge dem Herzog von Mayenne 8000 Mann von seinen Truppen überlassen. Der Papst Gregor XIV. sprach den Bannfluch über Heinrichen aus, und schickte überdies seinen Neffen mit Geld und Truppen an den Herzog von Savoyen, der eben im Besgriff war, ins Dauphine einzudringen. Der Sohn des ermordeten Herzogs von Guise war aus seinem Gefängnisse zu Tours entwichen, wo er seit dem Tode seines Vater gesessen hatte. Als man ihm die Nachricht von diesen widrigen Ereignissen brachte, sagte er mit Festigkeit: „je mehr die Zahl unserer Feinde anwächst, desto mehr Sorgfalt müssen wir anwenden, und desto grösser wird auch die Ehre für uns seyn, sie zu überwinden.“

Nach vieler Ungemache, und nachdem er sich endlich öffentlich für die katholische Religion erklärt hatte, wurde Heinrich zu Chartres mit

vielen Gepränge gekrönt. Der Herzog von Mayenne zog sich aus Paris zurück; der dortige französische Commandant ließ den König heimlich in die Hauptstadt, von der er nun, ohne einen Blutsropfen zu vergießen, Besitz nahm. Eine Menge anderer grosser Städte des Reichs ergaben sich freiwillig, und noch andere eroberte er in Person.

Allein, wie wechselt doch stets das Schicksal der Sterblichen? Während dieser glücklicher Ereignisse schwiebte eine fürchterliche Gefahr über des edlen Königs Leben, daß er sich jedoch diesmal glücklich aus derselben rettete. Als der König nemlich aus der Pilardie in der Hauptstadt angekommen war, rannte ihm ein Böglung, der noch selbst gegen den bekehrten Heinrich heimlich erbitterten Fanatiker, ein Messer in den Mund. Der Stoß war eigentlich auf den Hals des Königs gerichtet gewesen; allein eine Wendung des letztern machte, daß er diesmal mit dem Verluste einiger Zahne davon kam. Der Mörder wurde ergripen und hingerichtet. In Verhör gestand er, daß ihm öfters gesagt worden sey: „Der Mord eines Königs sey, wenn dieser ein Ketzer wäre, eine verdienstliche Handlung, wodurch man viele begangene Sünden ausgleichen vermöge.“ — Die Verbannung der Jesuiten aus dem Reiche war die Folge dieses Vorfalls.

Der König hatte aber, ehe er zum friedlichen Besitz seines Reichs gelangte, noch manchen harten Kampf, vornehmlich mit den Spaniern, zu bestehen, welche ihn oft in seinem Reiche selbst anfielen; allein jetzt stand ihm ein Mann, der berühmte Sully, zur Seite, der durch die trefflichste Regierungskunst jedes Unternehmen Heinrichs unterstützte, und ihn öfters aus grosser Verlegenheit zog. Zwischen beiden grossen Männern fand das hier so seltene Verhältniß der herzlichsten Freundschaft statt, und durch Sully

vorzüglich erlangte Heinrich endlich den ungestörten Genuss seines Reichs, nach dessen friedlicher Beherrschung er nur strebte, um recht viel Glück und Wohlstand verbreiten zu können. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner milden und kräftigen Regierung ist das berühmte Edikt von Nantes, wodurch er die wegen der Erklärung des Königs für die katholische Religion in den Gemüthern der Hugenotten entstandenen Zweifel und Besorgnisse dadurch zu stillen suchte, daß er ihnen nicht nur freie Religionsübung, sondern auch gleichen Anteil an der Staatsverwaltung mit den Katholiken, und das Recht zugestand, zu allen wichtigen Ehrenstellen zugelassen zu werden.

Eine unverstiegliche Quelle von Unannehmlichkeiten für den sonst so edlen Fürsten waren seine Liebeshändel. Jedoch hat er sich dadurch nie zu einem seinem Lande nachtheiligen Unternehmen verleiten lassen. Sully stand immer wie ein schützender Genius ihm zur Seite. Einst hatte Heinrich doch in einem Augenblick der Schwäche einer seiner Geliebten, Henriette d'Entregue, schriftlich die Ehe versprochen, unerachtet er noch nicht von seiner rechtmäßigen Gemahlin geschieden war. Er zeigte dem Minister Sully diese Verschreibung, und Sully verzerrte sogleich vor den Augen des Monarchen. Voll Unwillen und Bestremen über dieses Benehmen des Ministers, rief Heinrich: „Sully, Ihr seid ein Narr geworden!“ — „Das weiß ich,“ versetzte Sully, „und wohl Ihnen, Sire, wenn ich der einzige Narr in Frankreich wäre.“ — Man trennte sich unzufrieden, und Sully glaubte fast, er werde Heinrichs Ungnade auf sich ziehen; allein das edle Gemüth des trefflichen Fürsten erhielt bald seine ruhige Fassung wieder, und er dankte Sully für seine Aufrichtigkeit und Uner schrockenheit, indem er ihm zugleich eine neue Würde, die eines Feldzeugmeisters ertheilte.

Gegen

Gegen das Ende von Heinrichs Leben ent-
spann sich noch ein Krieg mit dem Hause Oester-
reich, den der, immer über grossen Entwürfen
brütende König wahrscheinlich zur Ausführung
eines grössern Plans benützen wollte, über dessen
Gegenstand jedoch die Meinungen geheilt sind,
der aber doch gewiss nicht, weniger bezweckte,
als Frankreich einen entscheidenden Einfluss auf
die Staatsangelegenheiten von ganz Europa
zu sichern.

Der König hatte sich entschlossen, sein Heer
persönlich anzuführen, und harrete mit Ungeduld
des Tages, der zum Aufbruch bestimmt war, allein die Königin, welche während seiner Ab-
wesenheit zur Reichsverweserin bestellt war,
drang in ihren Gemahl, sie noch vor seiner Ab-
reise feierlich krönen zu lassen. Heinrich, über
den dadurch verursachten Aufschub seines Unter-
nehmens verdrücklich, und von geheimer Ahn-
ung eines ihm drohenden Unglücks geängstigt,
welche wahrscheinlich durch eine Menge bereits
versuchter Anschläge gegen sein Leben erweckt
wurde, entschloss sich nur ungern, die Bitten
seiner Gemahlin zu erfüllen; indessen wußte sie
es doch dahin zu bringen, daß er den Krönungs-
tag bestimmte, und in eigener Person dabezugegen war. Der Tag brach an, die Feierlichkeiten hatten ihren ungestörten Fortgang, der Tag gieng unter, und Heinrich konnte sich
unbeschädigt, wenn gleich noch immer nicht
ganz ruhig, zur Ruhe begeben. Am folgenden
Tag aber, als der König ausfuhr, und sein
Wagen in einer engen Gasse, des gross'n Ge-
dränges wegen, halten mußte, benutzte ein fas-
natischer Schwärmer, Namens Navailak, die
längst gesuchte Gelegenheit, stieg an dem einen
Rade des Wagens hinauf, wo sich zum Schla-
ge hinein, und stach dem Monarchen über die
Schulter des neben ihm sitzenden Herzogs von
Epernon ein Messer in die Brust. Der Mö-

K

der, der sich, überzeugt von dem Verdienstlichen
seiner That, keine Mühe gab, zu entkommen,
wurde augenblicklich ergreiffen, und behauptete
nachher im Verhöre standhaft, Gott und der
Kirche durch die Ermordung dieses feuerischen
Regenten einen wichtigen Dienst geleistet zu ha-
ben. Alle Bemühungen, seine Mischuldigen
zu entdecken, blieben fruchtlos, denn der Mörder
behauptete fest, die That sey durchaus sein ei-
genes Werk.

So vernichtete ein einziger Streich von der
Hand eines Bösewichts, ein Leben, das 16
Jahre lang für das Glück vieler Millionen so
wirksam gewesen war.

Der König und der Bettler.

Es suchen sich Freuden der Bettler und
König,
Und doch giebts der irrd'schen Freuden so
wenig.
Nur der fühlt die Freuden, nur der lebt
beglückt,
Den weder der Purpur noch Bettelsack
drückt.

Den König verfolgen der Völker Weh-
klagen,
Den Bettler entkräftet der Hunger im
Magen.

Nur der ic.

Den König zwingt Anstand zum Tanz
und zum Küssem;
Den Bettler läßt Armut den Kuß nicht
geniessen.

Nur der ic.

Den König reizt Habsucht zum jänk-
schen Kriege;
Den Bettler macht Armut zum Schelm und
zum Diebe.

Nur der ic.

So wandeln's am düren am greisen-
den Stabe,
Sie wandeln mit gleichem Geschick zum
Grabe.

Nur der ic.

Der König stirbt endlich im goldnen
Pallaste;
Der Bettler der endet auf faulem Moraste.
Nur der ic.

Drum Menschen, um fröhlich und glück-
lich zu seyn,
Seyt weder zu mächtig, doch auch nicht
zu klein.

Nur der fühlt die Freuden, nur der lebt
beglückt,
Den weder der Purpur noch Bettelsack
drückt.

Michels Haare zu Berge und Peter
im Angstschweiß.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Letzen 5ten Oktober giengen diese beyden
Nachburen ruhig und friedlich neben ein-
ander, vom einem Viehmarkt herkommeid,
Abends um 8 Uhr bey dunklem Wetter nach
Hause. Nahe beym Allmenthürli stehen sie
auf einmal verwundert still. — „Lug Peter,
„was ist das?“ fragte Michel.

Michel. Bi Gott, es Unghür!

Peter. V'�ut is Gott, es het fürigt Augi.

Michel. U Hörner.

Peter. U ne Stiehl.

Michel. Er raslet mit Chettene.

Peter. Un es brüelet wie ne Hängst.

Michel. U brummt wie ne Bär.

Peter. Es chrachet ihm in alle Gliedere.

Michel. Iez fahre die fürigen Auge
ussem Boden umhe.

Peter. Es chunt!

Michel. Es chunt! Gott b'hüt is davor!
Im Angstschweiß, und die Haare zu
Berge lehrten Michel und Peter um, und
nahmen den Reihaus. Dann stießen sie auf
den Amtsnotar: „Was ihs? was giebts
„ihr Nachburen?“ fragte er — Aber der
Athem hielt sie ab, ihm zu antworten, nur
die Worte: Teufel und chunt konnten sie
hervorbringen, und wollten wieder stellen.
allein er hielt sie auf, beruhigte sie, und er
konnte es endlich dahin bringen, mit ihm
dem vermeintlichen Teufel zu Leibe zu gehn.

Da kamen sie wieder zum Thürli, und
hörten laut sprechen; jenseits desselben be-
fand sich denn ein zerbrochener Reisewagen
und Leute dabei, die ihn aufrichteten, und
so gut sich's thun ließ, mit Stricken befe-
stigten, dazu leuchtete ein Bauer mit einer
Laterne.

So waren also die feurigen Augen die
Laterne, die der Bauer auf den Thurlstock
gestellt hatte; die Hörner seine Kappe, die
er darauf legte; der Stiehl seinen Stock; das
Kettengerassel die wirklichen Wagen-
ketten; das Hengstgebrüll das Wiehern der
Pferde; das Gebrumm, die Flüche des
Kutschers; das Gliederkrachen, das Kra-
chen bei Aufrichtung des Wagens; und die
feurigen Augen am Boden, das Suchen und
Zünden mit der Laterne; das Anrücken war
aber bloßer Schrecken.

Vom Wünschen.

Es ist sehr lächerlich zu hören, wenn
Menschen alle ihre Einbildungskraft an-
strengen, ungeheure Wünsche zu thun, de-
ren Erfüllung durchaus unmöglich ist. Ja
sie stellen oft eine Wette, wer am unsi-

Michels Haare zu Hergen und Peter im Angstschweiß.



R 2

nigsten Wünschen könne. Ich will aber eine ganz kurze Kunst zeigen, wie man sie alle übertrifft. Es gehen drey junge Purſche durch das Grauholz. „Ich wollte, sagte Hans, ich hätte ein Sennthum von so viel Kühen als hier im Walde Kriesnadeln sind, und dann genug Sommerung und Winterung dazu.“ „Und ich, sagte Benz, wollte ich hätte so viel müttige Säcke als deine Kühle Haar auf dem Leibe hätten, und alle voll doppelte Duplonen.“ — „Was soll es gelten, sagte Klaus, ich wünsche mehr als ihr alle!“ — „Das kannst du nicht,“ meynten sie, und weteten eine Maas rothen Wein, den wollten sie bey der Paptermühle bezahlen und miteinander trinken. — „Nun so gilt,“ sagte Klaus, und so wünsche ich mir alles das, was alle Narren von Anbeginn der Welt an sich gewünscht haben: dann habe ich das Eurige auch dabei.“

Die Lohstampfer.

Zwei gute Freunde, welche die Neugierde nach M...n trieb, um einen Bekannten von den dort befindlichen Schweizertruppen zu sehen, wählten sich zu mehrerer Bequemlichkeit einen Char-à-banc zu ihrem Fuhrwerk, um der Mühe und Gefahr enthoben zu seyn, den Riggisberger-Sprung noch einmahl machen zu müssen. Glücklich laugten sie an dem Orte an, und nach geendigter Musterung alles Sehenswerthen so auch einer eingenommenen, allzustarken Dosis Oktober-Thee, womit selbe hin und wieder bewillkommen wurden, gleng erst noch die Fahrt einem bekannten Wirthshaus zu. In vollem

Vertrauen auf den hellen Mondscheln, überliessen sie sich der Freude, bis es zu regnen anfieng, und sich dieses wohlthätige Licht des Nachtwanderers ins Dunkel verbarg. Troz dessen musste die Rückreise dennoch vor sich gehen. Da aber der volle Mond sein Licht an einem andern Gezelte aufgeschlagen hatte, so ward der rechte Weg in etwas verfehlt, und gieng gegen einem Gerwerhause zu, wo der Meister vergessen hatte die Lohgrube zu decken, und die zum Unglück für unsere Bänklireuter um ein namhaftes grosser war, als eine Käsgespse; über diese sollte nun der grosse Sprung geschehen, gieng aber nur bis in die Mitte, und leerte die Bänklireuter in das Safran-Magazin hinunter. Von der Erlösung aus demselben kann sich der Leser selbst einen Begriff machen, so viel wissen wir: daß außer dem Char-à-banc nichts verdorben wurde, als die Magen der Reuter, die nach genugsamer Reinigung mit Sennenblätter, auf Anrathen des Doktors mit einer Gurnigel-Kur wieder zurecht gebracht werden könnten; wozu ihnen der Meister Stelzfuß, nebst höflichem Dank für geneigten Zuspruch, fortdauernd für das eine, wie für das andere, guten Apetit wünschet.

Die neugebackne Frau, wie es jetzt deren viele giebt.

Sophie ward sehr gut erzogen; im zehnten Jahre konnte sie schon 7 Walzer auf dem Clavier spielen, Verafnichtmein zeichnen, Hopser und Langaus tanzen, und mit der Feder den Namen Sophie schreiben. Im 12ten Jahre sprach Sophie nur noch französisch, und konnte schon

Thee servieren; im 15ten eine Sonate klimpern, Tableaux brodieren, liebäugeln, Romane lesen, Verse machen, Liebesbriefe schreiben, über die Kunst absprechen, sich nett drapieren, und schnippisch wizeln.

Sophie ward demnach äußerst bewundert, und eine Menge Anbetter schwärmen um sie herum, wie die Fliegen um ein Stück Zucker. So giengs bis ins achtzehnte Jahr, wo indessen obige grosse Talente und Tugenden aller Art auf das feinste kultiviert wurden; ja sogar bis zum Deklamieren hatte es Sophie gebracht.

Nun gieng es ans Heyrathen, da htieng der Himmel erst recht voller Geigen. Als aber bald darauf Sophie mit ihrem süßen Männchen die Gelegenheit (das Landgut) bezog, da trat eine äußerst betrübte Catastrophe ein. Köchin Sufette ward nehmlich frank. Wer sollte nun kochen? Sophie wußte ihres Lebens nichts anzufangen. Im Dorfe ward niemand der gut kochen konnte als die Frau Pastorin, die aber für sich, und nicht für andre (wie man zu sagen pflegt) kochte.

Da schrieb Sophie in der Angst ihres Herzens einen schönen Brief auf englisch Velin-Papier mit goldenen Kanten an Hrn. S..... und bat ihn recht sehr: „ihr auf der Stelle eine extra gute Köchin zu senden; Joseph der Kutscher habe den Auftrag, sie soaleich aufzuladen, und anhero zu spedieren. (führen)“ Der Brief war aber französisch.

Das war alles schön und gut, aber das Landgut war sechs Stunden von der Stadt entfernt, und bis die S. Köchin ausgepackt seyn würde, mußte Sophie sich entschließen, einstweilen selbst zu kochen, und dies hatte eine kleine Schwierigkeit,

dass nehmlich Sophie in ihrem Leben nur einmal in der Küche war, um der Sufette das Maul zu waschen. Aber Sophie half sich in Folge ihrer Talente gut aus der Sache, sie sagte dem Männchen: „à la guerre comme à la guerre, legte einen Schurz um, ließ sich von der Kammer-Jungfer Feuer machen, stellte einen Topf darauf, blies mit dem Blasbalg, holte Unten aus dem Schornstein, schnitt Speck aus dem Schornstein, zerschnitt ein Brodt in Stücken, gieng mit einer langen Scheere und einem Ridicule in den Garten und schnitt sich da Petersilien, Zwiebelkraut, und aufgestengelten Spargel, kehrte wieder in die Küche, legte das alles in den Topf, streute Salz, Pfeffer, Nügeli und Coriander darüber, auch etwas Zimmet und Zucker, und begoss denn das ganze mit Wasser und rothem Wein. Nun befahl sie der Kammer-Jungfer: „sie solle zwey Wälle darüber gehen lassen, dann das Stück Fleisch hinein legen, und dreymal das Ding umrühren, dann seye die Suppe vortrefflich.“

Aber der Herr fand sie nicht vortrefflich; da indessen Sophie ihm beybrachte: es seye eine Suppe à l'anglaise, und die Geschichte noch in der Zeit der Flitterwochen sich ereignete, so mußte sie gut seyn; mit dem Fleisch aber war nichts anzufangen. Auch hieben half Sophiens Scharfsinn, denn sie bemerkte ganz bestimmt: „es seye pur lauter altes Fleisch.“

Zu gutem Glücke ward Sufette wieder gesund, denn im S. Magazin waren wohl viele Köchinnen, aber so eben keine extra, und so kam Kutscher Joseph auch unberachtet zurück.

Das wandernde Granggelbein.

In einer Provinzial-Stadt in Spanien, wo es wie überall, arme und reiche Leute, hübsche und wiedrige Mädchen giebt, da finden sich auch mitunter recht sparsame Weiber, die selbst das mindeste zu ehren und nutzen wissen. So geschah es denn auch, daß die Frau Vize-Alzis-Einnehmerin jüngsthin ein Schwein schlachten ließ, wovon vorläufig schon ein Granggelbein abgekocht wurde, das aber freylich noch einigemal zum nehmlichen Gebrauch konnte benutzt werden. Als dieses in der Hauptstadt ruchbar wurde, sandte die Frau Ober-Post-Meisterin zu der Frau Vize-Alzis-Einnehmerin, mit der Bitte, ihr doch das bewußte Granggelbein bis Nachmittags um 2 Uhr zur Benutzung zu überlassen. Da aber zur nehnlichen Zeit auch die Frau Stadt-Graben-Inspektorin eine ähnliche Botschaft ergehen ließ, so ward guter Rath theuer; die Männer wurden herben gerufen, und in ihrem wohlweisen Rath ward erkennt: man müsse des Vorrangs halber das Hälmlie ziehen, und somit erhielt die Frau Stadt-Graben-Inspektorin das Granggelbein bis 2 Uhr; der Frau Ober-Post-Meisterin ward es aber von 2 bis 7 Uhr zugesagt; von 7 bis 11 Uhr bekam es die Frau Buchthaus-Verwalterin und so wanderte das Granggelbein noch volle 3 Tage zu Nutz und Frommen der wohlweisen Weiber.

Das zweymal gestohlene Holz.

Ein — — ehrbarer Küher, der es durch Fütterung von ungemessenem Heu, und ungezähltem Stroh so weit gebracht hatte, einen tüchtigen Käshandel anzufangen, und durch Fortsetzung desselben endlich ein Heymath (Gütl) zu

laufen, welches er aber selbst zu bewohnen noch nicht gleich für gut erachtete und dasselbe verpachtete, unterdessen aber, mit seinem ehrbaren Handwerk fortführ, und so viel gewann, daß er sein Gütl ausbezahlen, und nun selbst bewohnen konnte. Da aber der Ertrag des Gütleins noch nicht hinreichend war seine Kühl zu fömmern und zu wintern, so setzte er dieselben bald hie, bald dort aus, um immer ungemesenes Heu zu futtern. Während er auf dem Gütl wohnte, kaufte er kein Holz, sondern bediente sich des Nachbars Scheiterbenge, von der er des Morgens wenn noch alles schließt, ein Bürdelein abholte, und so nach und nach einen Vorrath sammelte, den er aus guten Gründen auf der Bühne hinter das Stroh versteckte. Eines Tages, als seine arme Hausfrau ihr Mittagsmahl kochen wollte, mit ihrem nassen Holz aber kein Feuer machen konnte, so holte sie in des Kühers Abwesenheit eine Portion von dem gestohlenen Holz von der Bühne herunter, machte ein tüchtiges Feuer, und setzte einen Hafen mit Erdäpfeln darüber. Auf einmal, Pif, Paf: der Hafen samt Erdäpfel in der Küche am Boden, und die Feuerblätte zertrümmert. Woller Herzensangst stand die arme Frau da, als der saubere Hausherr, Stumpfhosen-Peter in die Küche trat, sich nach der Ursache dieser Zerstörung erkundigte, und nach abgestattetem Bericht der Hausfrau, derselben ein tiefes Stillschweigen auferlegte, mit Versprechen: den verursachten Schaden zu vergüten; doch aber, von der guten Hausfrau den Bescheid bekam: daß die sämtliche Nachbarschaft von der Hergangenheit der Sache in Wissenschaft gesetzt seye. Als der Scheiterbegen-Eigentümer dessen unterrichtet worden, sagte er: gäll Fraueli, das Büchse-Pulver wo n'i by'm Nebergang nfg'spart ha, h: i sy Chraft für d'Sch .. noch no b'halte?

E Cheller volle zahlte Chäs,
Es frey's u ledig's Gütl;
U mir'e m'e ful'e wüste G'fräb,
D'er Schelm no unger' em Hütl;
We setig's nit id d'Pratig chäm:
De wet'i daß d'er T... näbm.

Der fünfte Jahrmarkt in Arberg ist dieses Jahr den 18. Herbstmonat.